



Sind wir im Geschäft?

THEMA
Handel

Editorial

→ Mit dem Handel kommt Bewegung in die Sachen. Viele Kulturtechniken, die mit dem Handel verbunden sind, prägen unsere Gesellschaft – das Aushandeln verschiedener Interessen, die Bereitschaft zum Wagnis neuer Absatzmärkte, Risikostreuung durch Zwischenhandel und immer raffiniertere Versicherungen und Zahlungsgeschäfte, das Gespür dafür, kulturelle Differenzen als Chance zu begreifen, Nachfrage zu wecken und Angebote passend zu machen.

Inzwischen hat sich mit der Globalisierung und der digitalen Vernetzung der gesamten Handelsprozesse eine neue Dimension offenbart: Der Welthandel ist über digitale Plattformen in Echtzeit organisiert und auf allen Endgeräten jederzeit präsent. Grenzen scheinen kaum noch zu existieren, es gibt scheinbar keine Nische, keine Sache oder Dienstleistung, die nicht handelbar wäre. Wir als Verbraucher haben mehr denn je die Wahl – wenn wir es uns leisten können.

Diese schöne neue Welt hat ihre Kehrseiten. Der Preis für das Fleisch ist niedrig, weil die langfristigen Kosten des Raubbaus an den Tropenwäldern nicht eingerechnet werden und weil mit Steuergeldern subventionierte Waren woanders Absatzmärkte auf Kosten der regionalen Hersteller dominieren. Die raffinierten digitalen Logistikketten bringen uns nahezu alles umstandslos ins Haus, der Preis können aber leere Stadtzentren sein oder der

Ausverkauf unserer digitalen Bürgerrechte, noch ehe sie uns richtig bewusst geworden sind. Und dass der größte Hafen Deutschlands immer noch im globalen Wettbewerb bestehen kann, ist für die Stadt Hamburg lebenswichtig. Wenn er aber im Verhältnis zu früher nahezu menschenleer betrieben wird, ist das ein Ausblick auf das Verschwinden der Arbeit, wie wir sie kannten. Der weltweite Freihandel bietet weitere Möglichkeiten, faszinierende wirtschaftliche Dynamiken einer nahtlos vernetzten Welt zu entfesseln. Aber wie steht es mit den mühsam erkämpften sozialen, rechtlichen und umweltpolitischen Standards? Wie soll ein faires Gleichgewicht der Interessen hier aussehen?

Handel ist die bewegliche Seite der Macht. Die fließende Verteilung von Macht und Ohnmacht ist in Handelsströmen immer mit präsent. Der Reichtum der einen, wenigen kam oft aus der Übervorteilung, Ausbeutung und Versklavung der anderen, vielen. Auch wenn heute die Sklaverei in den meisten Ländern abgeschafft ist – der Anfang vieler Lieferketten ist oft noch verbunden mit sklavenähnlichen Zuständen bei den Herstellern. Schwarzmarkt kann heute auch bedeuten, dass Organhandel ein viel zu harmloses Wort ist für Verhältnisse von organisierter Körperverletzung bis hin zu Mord.

Mit der Welt des Handels kommen auch die Widersprüche, Ungerechtigkeiten und ungelösten Fragen der Welt und der Gesellschaft in den Blick. Was ist uns etwas wert? Erste Ansätze für andere Werthaltungen und breitere Perspektiven in der Verfassung des Handels gibt es, aber bisher meist nur in Nischen und zu Preisen, die sich längst nicht alle leisten können. Zeit, zu handeln. **Thorsten Schilling**

**OK, du hast gut
gefeilscht und
bekommst das
fluter-Abo gratis**
unter www.fluter.de



Ich wünsche mir einen neuen Panzer: Auf der Waffenmesse in Abu Dhabi in den Vereinigten Arabischen Emiraten kommen die mächtigsten Waffenhersteller der Welt zusammen, um ihre neuesten Entwicklungen vorzustellen

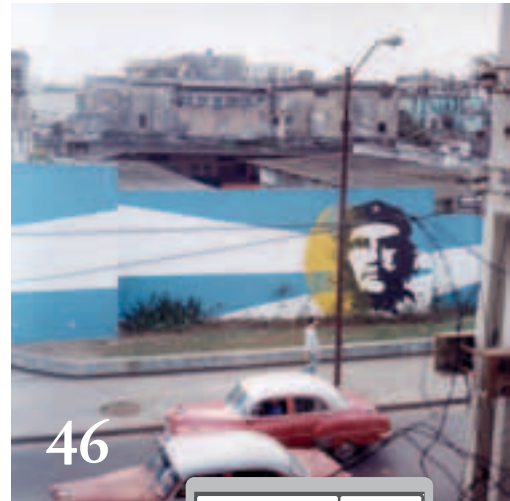
Inhalt

I. Kapitel: Was wir handeln

Leere Körper	6
In Ägypten werden Menschen gegen ihren Willen Organe entnommen. Viele überleben das nicht	
Bräute & Häute	9
Ein kleiner Streifzug über Märkte in aller Welt	
Rabat ist die Hauptstadt von Marokko	11
Was soll denn das Gefeilsche?	
Ein paar Dinge, die man über unser Thema wissen sollte	
Einmal Erkältung löschen: 10 Euro	12
Asien liegt in Berlin: Im Dong Xuan Center betreiben Hunderte vor allem vietnamesische Händler ihre Geschäfte	
Let's meat	14
Was ein Schwein in Deutschland mit dem Regenwald in Brasilien und den Bauern in Afrika zu tun hat	

II. Kapitel: Wie wir handeln

Wer hat meinen Schokoriegel manipuliert?	18
Zwischen der EU und den USA sollen Handelsschranken fallen. Nicht allen gefällt das	
Ihr kommt hier nicht rein	20
Zölle und Verbote sind immer noch ein beliebtes Mittel, die eigene Wirtschaft zu schützen	
Ich, Goldfinger	21
Bitte nicht nachmachen: Wie ich mal 500 Euro mit Aktienhandel verlor	
Alles oder nichts	22
Onlinehändler wie Amazon haben unser Verständnis vom Kaufen und Verkaufen grundlegend verändert	
Schreib doch ein Buch	25
Auf dem Marktplatz von Apple wird zensiert	
Vorsicht, explosiv!	26
Unser Schaubild zeigt die Wege der Waffen	
Das Böse ist immer und überall	28
Der Kampf gegen die Seiten im Darknet, auf denen man illegale Sachen kaufen kann	
Die Herrschaft der Container	30
Der Hamburger Hafen ist eine Welt für sich. Wir haben uns mal umgesehen	



Aus dem Nichts	34
Zwischenhändler stellen nichts her, und mit dem Endkunden haben sie auch nichts zu tun. Dennoch verdienen sie prächtig	
Nichts bieten lassen	36
Wer bei Ebay etwas verkauft, wird selbst zur Ware	

III. Kapitel: Was Handel mit uns macht

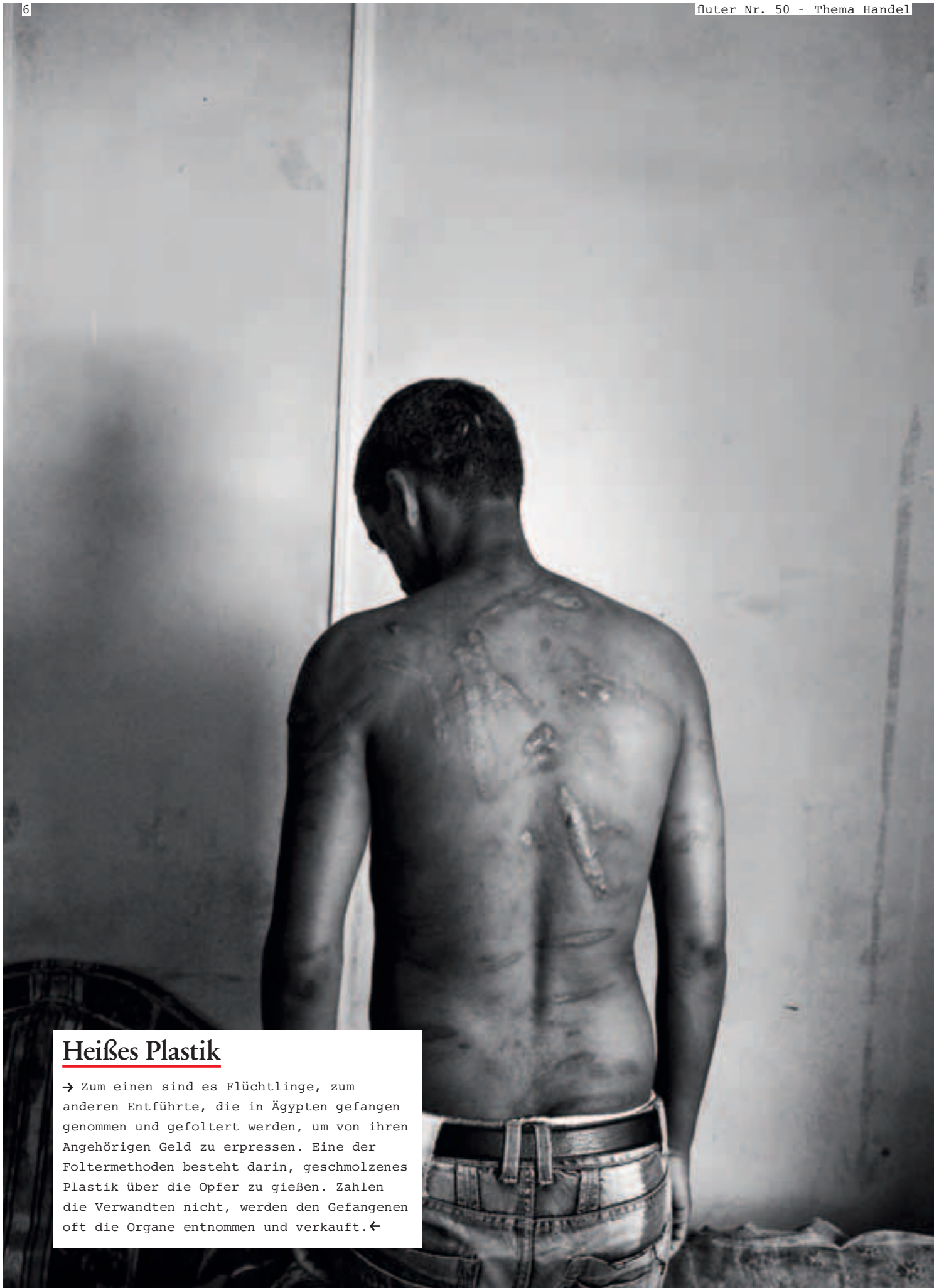
Eine Frage der Leere	38
In viel zu vielen Städten fragt man sich: Wo sind nur die ganzen Geschäfte hin?	
Und das soll gerecht sein?	42
Warum es sich lohnt, auf Fairtrade zu achten	
Der plötzliche Reichtum der Bürger von Nantes	44
Manche Städte in Europa sind wohlhabend, weil sie früher mit dem Sklavenhandel verdienten	
El bloqueo	46
Sonne, Traumstrände & Party: Kuba könnte so schön sein – wenn nicht das Embargo wäre	
Trinkt euren Wein allein	49
Russland ist nicht zimperlich, wenn es um wirtschaftliche Daumenschrauben geht	
Handel, der es nicht ins Heft geschafft hat	50
Vorschau und Impressum	50

I. Was wir handeln



Boombranche

→ Auf den nächsten Seiten schauen wir uns an, was so gehandelt wird - legal und illegal. Auf diesem Bild sieht man zwei Künstler, die sich im Baumarkt mit Arbeitshandschuhen getarnt haben (vielleicht entdeckt ihr sie). Die zehn größten deutschen Baumärkte haben zusammen 2012 übrigens fast 20 Milliarden Euro umgesetzt. ←



Heißes Plastik

→ Zum einen sind es Flüchtlinge, zum anderen Entführte, die in Ägypten gefangen genommen und gefoltert werden, um von ihren Angehörigen Geld zu erpressen. Eine der Foltermethoden besteht darin, geschmolzenes Plastik über die Opfer zu gießen. Zahlen die Verwandten nicht, werden den Gefangenen oft die Organe entnommen und verkauft.←



Leere Körper

Manche sind so arm, dass sie vor lauter Verzweiflung ihre Organe verkaufen. Andere werden gefoltert und gegen ihren Willen operiert. Unser Reporter hat sich aufgemacht nach Ägypten – zu den Schauplätzen eines unglaublich makabren Handels

Text: Fritz Schaap

→ Die meisten Hotels von El-Arisch, einem ägyptischen Urlaubsort auf der Sinaihalbinsel, stehen schon lange leer. Dafür sind die Zellen in der dreigeschossigen Polizeistation voller Menschen. In einer davon sitzen rund 20 Flüchtlinge aus Eritrea und warten auf die Abschiebung in ihr Heimatland. Viele haben eine furchtbare Odyssee hinter sich: Sie flohen aus ihrer Heimat in den Sudan, dort wurden sie gekidnappt, in den Sinai verschleppt und von den Entführern gefoltert, um von ihren Verwandten Lösegeld zu erpressen. „Wenn niemand zahlt, wollten sie uns Organe entnehmen“, sagt einer aus der Gruppe, die anderen in der Zelle nicken stumm.

Es riecht nach Urin und Schweiß. Für Kidane, einen dünnen Mann mit dem Rücken voller Narben, ist jedes Wort eine Qual: „Sie legen Strom an die Ketten, in denen die Leute liegen, sie vergewaltigen die Frauen, sie übergießen dich mit geschmolzenem Plastik. Und immer geben sie einem dabei das Tele-

fon in die Hand, damit man die Geldforderungen nach Hause durchgeben kann.“

Für Kidane und die anderen wurden pro Person 40.000 Dollar Lösegeld bezahlt. Dafür wurde die Gruppe in der Nähe der Grenze zu Israel ausgesetzt, wo sie die Polizei aufgriff.

Die Anführer der großen Beduinenstämme, die erstaunlich offen eine Verwicklung in den Menschenhandel einräumen, wollen von Organraub oder -handel nichts wissen. Weder Sheikh Ibrahim, eines der Oberhäupter des im Sinai mächtigen Sawarka-Stammes, noch einer der Führer des Tarabin-Stammes möchte bestätigen, dass in der Gegend Organe geraubt und verkauft werden.

„Sie lügen einfach“, sagt der Mann, der die Weltöffentlichkeit mit Fotos von Leichen aufrüttelte, die schwer zu ertragen waren: zugenähte Körper, manche von Maden befallen, andere einfach leer. Hamdy al-Azazy hat die NGO „New Generation Foundation for Human Rights“ gegründet. Seit 2006 kümmert er sich um Flüchtlinge im Sinai. „In mobilen Kliniken werden die Organe hier entfernt“, sagt der kleine, gedrungene Mann.

Am Stadtrand von El-Arisch gehen wir zu einem Massengrab vor der Mauer des Friedhofs. Ungefähr 500 Leichen unbekannter Flüchtlinge – zumeist aus Eritrea und dem Sudan – liegen dort im Sand unter dem Müll eines angrenzenden Slums. Die Menschen starben in den Händen der Menschenhändler im Sinai, die meisten durch Folter, andere verdursteten oder verhungerten. Einigen seien lebenswichtige Organe gestohlen worden, sagt Hamdy al-Azazy. Er sammelt Knochen auf, die von den Hunden ausgegraben wurden, gibt sie einer Gruppe kleiner Kinder, die sie für ein paar Cent wieder eingraben. „Viele der Körper habe ich selber in der Wüste gefunden. Einige ohne Organe.“ Das Problem ist: Außer ihm hat die mobilen Kliniken nie jemand gesehen. Als Beweis hat er nur die Bilder der Leichen. Viele NGOs, sowohl in Israel als auch in Ägypten, sind sich nicht sicher, ob es die mobilen Kliniken wirklich gibt.

Am illegalen Organhandel in Ägypten aber besteht kein Zweifel. Nach langem Zögern ist ein ranghoher General der Armee, der seinen Namen nicht in den Medien lesen will, bereit, über das Thema zu sprechen. Es sei die Clique eines Kairoer Arztes gewesen, die vor einigen Jahren erstmals begonnen habe, Operationen im Sinai durchzuführen. Danach wurden die Organe in Gefrierkühltruhen nach Kairo gebracht. Vereinzelt auch nach Israel, was sich auf der anderen Seite der Grenze allerdings nicht belegen lässt. Laut dem General betraf der Diebstahl aber bei Weitem nicht nur afrikanische Flüchtlinge. Auch Ägypter seien entführt worden, um ihnen ihre Organe zu entnehmen. Usama Emam, beim Geheimdienst verantwortlich für Terrorismus und internationale Schmugglerringe, bestätigt die

Das geht an die Nieren

15 bis 30 Prozent der Patienten auf Transplantationslisten in Europa sterben, bevor sie ein Spenderorgan bekommen. Der Mangel an Organ Spendern hat den illegalen Organhandel weltweit befördert: Neben Ägypten gelten Indien und China als Zentren der mafösen Strukturen.

81.892,72 Euro zahlte ein kranker Deutscher auf dem Schwarzmarkt für eine Niere. Die russische Emigrantin, die sie in ihrer Not gespendet hatte, bekam 8.100 Euro.

Etwa 60.0000 Menschen warten in Europa auf eine neue Niere.

Kenntnis des Militärs vom Organraub im Sinai. „Auch das Militär hat Körper ohne Organe gefunden.“

„Man muss nicht in den Sinai schauen, wenn man Organe sucht“, sagt der General zum Abschied. Der Hauptumschlagplatz für Organe sei der Sinai nie gewesen. Der Ort, an dem viele Flüchtlinge ihre Organe verkaufen müssen oder sie ihnen schlicht gestohlen würden, sei Kairo – eines der größten städtischen Flüchtlingsballungsgebiete weltweit.

Seit 1976 die erste Niere in Ägypten transplantiert wurde, gibt es keine Organisation, die die Transplantationen reguliert. Der illegale Handel ließ nicht lange auf sich warten. Nach Schätzungen von Menschenrechtsorganisationen werden in Ägypten 500 bis 1.000 Nieren im Jahr transplantiert. Legal, zumindest im ägyptischen Sinne. 80 bis 90 Prozent davon sind bezahlte Organe, keine altruistischen Spenden. Circa 200 Transplantationen finden komplett illegal statt, so schätzt Dr. Hamdy Sayed, Vorsitzender des ägyptischen Ärzteverbandes. Dass es bis vor einigen Jahren verboten war, Organe verstorbener Spender zu transplantieren, befeuerte den Schwarzmarkt zusätzlich.

Die in Washington und Kairo ansässige „Coalition for Organ-Failure Solutions“ (COFS) betreute im letzten Jahr in Kairo 57 überlebende Opfer von Organhandel aus dem Sudan und Hunderte aus Ägypten. Die Organisation geht von wesentlich mehr Opfern aus, die ihren Weg als Flüchtlinge nach Ägypten fanden und in die Fänge der Organhändler gerieten. Die Gesamtzahl derer, die in der Vergangenheit Opfer von Organdiebstahl wurden, sieht Debra Budiani-Saberi, Gründerin der Organisation, bei mehreren Tausend. Das Wadi-El-Neel-Krankenhaus in Kairo gilt laut COFS dabei als wichtiger Umschlagplatz. Neben den immer populärer werdenden Behelfs-OP-Sälen in gemieteten Apartments.

Amr Mostafa sitzt im Kairoer Außenbezirk Helipolis mit einem Kaffee und einem Laptop voller Videos vor sich. Er ist bei der COFS dafür zuständig, die Opfer des Organhandels aufzuspüren. Mostafa redet von den Spendern für den Organhandel, macht eine Pause, sucht ein besseres Wort – dann sagt er lieber: Opfer. Am häufigsten treibe die Geldnot die Menschen dazu, sich ausschachten zu lassen, manchmal würden die Organe aber auch erpresst oder schlicht geraubt. Die am meisten betroffene Flüchtlingsgruppe kommt aus dem Sudan, andere Opfer kommen aus Somalia, aus Eritrea, Äthiopien, Irak und Syrien. „Die Empfänger sind häufig Ägypter, in letzter Zeit aber auch sogenannte Organ-Touristen, hauptsächlich aus den wohlhabenden Golfstaaten“, sagt Amr Mostafa.

Auf dem Bildschirm laufen jetzt Videos. Männer und Frauen erzählen von ihren Qualen, die Gesichter sind verpixelt, die Gespräche fanden an neutra-

len Orten statt. Die meisten Opfer wurden erst in Ägypten von sogenannten „Brokern“ kontaktiert – Mittelsmänner, die potenzielle Spender an Ärzte vermitteln. Einige berichten aber auch, dass sie gezielt im Sudan angesprochen wurden. Man hatte ihnen Arbeit und Unterkunft in Ägypten versprochen und schmuggelte sie dann gen Norden. „Der Vermittler, der uns nach Ägypten zu fliehen half und uns Arbeit versprochen hatte, ließ uns dann bei sich wohnen. Arbeit bekamen wir nicht, sodass wir keine Miete zahlen konnten. Nach ein paar Monaten forderte er das Geld und bot mir als Ausweg an, eine meiner Nieren zu verkaufen. Was sollte ich machen?“, erzählt einer. Das Geld, das ihnen versprochen wird, zwischen 5.000 und 40.000 Dollar, wird so gut wie nie voll gezahlt.

Noch perfider funktioniert der Organdiebstahl. Die vermeintlichen Gastgeber sorgen dafür, dass die Flüchtlinge krank werden, schicken sie dann zu einem Arzt, der unter einem Vorwand Gewebeprobe entnimmt, um zu schauen, zu welchem Empfänger das Organ passt. Wie es weitergeht, erzählt ein schmaler, kränklich klingender Mann in einem anderen Video: „Eines Tages rief mein Gastgeber den Arzt, um mir eine Spritze gegen meine Schmer-

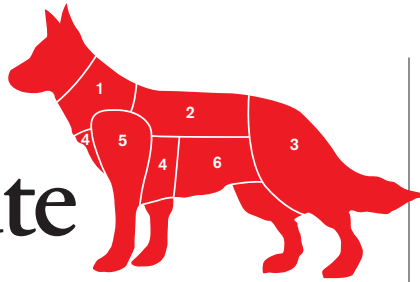
Die Menschen werden krank gemacht und zum Arzt geschickt, der prüft, ob sie als Spender taugen

zen zu geben. Als ich wieder aufwachte, war ich in einem Krankenhaus, wo man mir sagte, man werde schauen, ob man mir Gallensteine entfernen müsse.“ Als er das nächste Mal aufwachte, hatte man ihm eine Niere entfernt.

Amr Mostafa schüttelt traurig den Kopf vor seinem Laptop. Kürzlich hat er der Polizei wieder eine provisorische Klinik gemeldet. Ein Apartment mit einem OP-Zimmer. Dass unter solchen Umständen auch Menschen sterben, sei nicht verwunderlich. „Zahlen, wie viele im Laufe von Transplantationsoperationen sterben, gibt es aber natürlich nicht“, sagt Amr Mostafa noch und verabschiedet sich ins Kairoer Verkehrschaos.

In einer Wohnung im Stadtteil El-Manial trifft man Dr. Fakhry Saleh, ehemaliger Chef der Kairoer Rechtsmedizin. Seit ein paar Jahren ist er pensioniert, das alte Regime ist lange weg. Er hat nun das Gefühl, dass er reden kann. In seinem dunklen Wohnzimmer überlegt er kurz, dann sagt er: „Im Laufe meiner Karriere, seit den Achtzigern, habe ich mit Sicherheit weit über 1.000 Leichen gesehen, denen die Organe fehlten.“ Er sagt es ohne besondere Gefühlsregung – denn es ist nichts Außergewöhnliches in Ägypten. „Und in der Phase, in der sich das Land jetzt befindet“, so Fakhry Saleh, „wird das bestimmt nicht besser werden.“ ←

Bräute & Häute



Man glaubt ja gar nicht, womit alles gehandelt wird. Ein Streifzug über die Marktplätze dieser Welt

Sammlung: Oliver Gehrs

Währungsmarkt Kabul

Ware gegen Geld – so läuft ja meistens das Geschäft. Nicht aber auf dem Shahzada-Währungsmarkt in der afghanischen Hauptstadt Kabul. In Hunderten von Läden stapeln sich hier die Geldscheinbündel, nur die Dollars bleiben in der Tasche – zu wertvoll. Tausende von Händlern bieten alle möglichen Währungen an: pakistanische Rupien, iranische Rial oder auch Euro. Mit der einen Hand wedeln sie mit Geldscheinen, die andere hält den Taschenrechner. Das Geschäft läuft gut, weil es in Afghanistan nur wenige Banken gibt, und nur etwa jeder vierzehnte Afghane ein Bankkonto besitzt.

Heiratsmarkt Schanghai

Wer eine Frau fürs Leben sucht, tummelt sich ja heutzutage gern im Internet auf Partnerbörsen. In China gibt es dazu eine Alternative. Mitten in Schanghai stehen Eltern im Renmin-Park und stellen Schilder aus, auf denen sie ihr Kind anpreisen. Von der Körpergröße über die Ausbildung bis zur Mitgift der meist weiblichen Kandidaten ist darauf alles vermerkt, was einen potenziellen

Partner locken könnte. Nur die Töchter fehlen auf dem Platz. Sie sitzen zu Hause und wissen nicht immer so genau, was ihre Eltern gerade machen.

Kokamarkt La Paz

Einer der größten Kokamärkte befindet sich in der bolivianischen Hauptstadt La Paz. Hier wird natürlich kein Kokain verkauft – dagegen kämpft die Regierung entschieden an –, sondern Haufen von Kokablättern, die gekaut oder zu allerlei Produkten wie Tee, Seife oder Bonbons weiterverarbeitet werden.

Hundemarkt Yulin

Appetit auf Hund? Dann ab auf einen der Hundemärkte in China, das eines der wenigen Länder ist, in denen es erlaubt ist, Hunde zu essen. In Yulin landen Streuner sowie eigens für den Verzehr gezüchtete Tiere in Käfigen, an Haken hängen Hunde, denen das Fell abgezogen wurde, drumherum schwirren Köche, die um jedes Kilo feilschen. Im Verlauf des Dog Meat Festivals werden ca. 10.000 Hunde geschlachtet. Nichts für schwache Gemüter.

Containermarkt Odessa

Zwischen Odessa und Ovidiopol in der Ukraine glaubt mancher an eine Erscheinung. Direkt neben der Straße stapeln sich doppelstöckig die bunten Container – wie auf dem Deck eines riesigen Frachters. Auf 70 Hektar erstreckt sich dieser Markt, auf dem mehr als 15.000 Händler jeden Tag an die 200.000 Kunden umwerben, um ihnen Textilien, Kosmetik oder Küchenutensilien unterzububeln – hauptsächlich gefälschte Marken zu Spottpreisen.

Kamelmesse Pushkar

Einmal im Jahr kommen die Menschen zur großen Kamelmesse ins indische Pushkar. Mindestens 25.000 Kamele wechseln hier innerhalb von fünf Tagen den Besitzer. Wer kein Kamel kaufen möchte, kann sich anderweitig amüsieren. Denn es gibt während der Messe ein großes Kamelrennen und eine Menge Wettbewerbe: Wer hat den schönsten Schnurrbart, wer die tollsten Höcker? ←



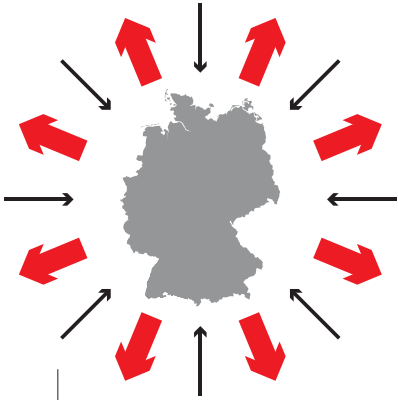
Hinter der Maske

Es klingt wie ein Witz: Ausgerechnet die Maske, mit der sich die kapitalismuskritischen Netzaktivisten der Anonymousbewegung verkleiden, trägt zur guten Bilanz eines der größten Medienkonzerne der Welt bei. Denn die Rechte an der Guy-Fawkes-Maske, die derjenigen nachempfunden ist, die eine anarchistische Figur in einem Comic des Briten Alan Moore trägt, gehören der Time Warner Inc., die vor allem im Film-, Fernseh- und Entertainment-Geschäft tätig ist. Die Masken werden hauptsächlich in China gefertigt und kosten bis zu fünf Euro im Verkauf. Allein 2011 wurden davon weltweit über 100.000 Stück abgesetzt. Wo eine Demo ist, ist meist ein Stand mit den Masken nicht weit.

Gute Nacht

→ Hongkong, das Shopping-Paradies: Hier gibt es komplette Straßenzüge mit Märkten, auf denen ausschließlich Goldfische verkauft werden oder Turnschuhe. Und es gibt den Nachtmarkt, wo alles angepriesen wird: Bereits vor Sonnenuntergang legen die Händler ihre Waren aus, bis Mitternacht wird dann gefeilscht und gehandelt. Auch Opernsänger und Wahrsager bieten ihre Dienste an. Der Basar ist nach der Temple Street benannt, in der der Tin Hau Tempel liegt. Als Inbegriff eines chinesischen Marktes diente er schon oft als Filmkulisse. ←





Rabat ist die Hauptstadt von Marokko*

Vom Feilschen und Verkaufen: ein kleines Einmaleins des Handels

Text: Oliver Gehrs

→ In frühen Gesellschaften bestand der Handel noch aus Tauschgeschäften, erst mit der Einführung des Geldes entwickelte sich daraus das, was wir heute darunter verstehen: der An- und Verkauf von Waren gegen Geld. Durch dieses Prinzip gelangten selbst Länder zu Reichtum, die nur wenig produzierten oder kaum Rohstoffe besaßen. Wer wie Portugal oder die Niederlande große Handelsflotten und zudem Kolonien besaß, machte gute Geschäfte. Aber auch an Land entwickelten sich Routen, über die sich Kaufleute neue Absatzmärkte erschlossen, wie etwa die Seidenstraße. Über dieses Netz aus Karawanenwegen zwischen dem Mittelmeer und Asien wurden vor allem Gewürze, Seide und Porzellan transportiert.

Schon früh merkten Kaufleute, dass es sich besser wirtschaften ließ, wenn man sich zusammentat, um gemeinsam für sicherere Transportwege und eine stärkere Verhandlungsposition gegenüber anderen Ländern zu sorgen. So entwickelte sich ab dem 12. Jahrhundert die Hanse, in der sich anfangs niederdeutsche Händler zusammentaten. In ihrer Blütezeit umfasste die Hanse ca. 300 nordeuropäische Städte. Die Kogge im Wappen einiger dieser Hansestädte verwies auf die Bedeutung der Seewege für den Verbund.

Unter Einzelhandel versteht man Unternehmen, die verschiedene Waren unterschiedlicher Hersteller in ihr Sortiment aufnehmen und an private Konsumenten verkaufen – zum Beispiel Supermärkte oder Textilgeschäfte. 1919 wurde die Hauptgemeinschaft des deutschen Einzelhandels (HDE) gegründet, heute der Handelsverband Deutschland, der ein Viertel aller rund 400.000 selbstständigen Unternehmer mit knapp drei Millionen Beschäftigten und einem Umsatz von rund 433 Milliarden Euro im Jahr 2013 in Deutschland repräsentiert. Neben Branchenriesen wie Edeka oder Lidl ist der Einzelhandel in Deutschland vom Mittelstand geprägt.

Preisnachlässe waren früher unter anderem im Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb (UWG) geregelt. Mit dessen Novellierung im Jahr 2004 fielen unter anderem die umstrittenen Vorschriften zu Räumungs-, Jubiläums- und Sonderverkäufen inklusive Sommer- und Winterschlussverkauf weg. Bis dahin war es etwa in der Textilbranche üblich, dass der Einzelhandel seine Waren nur zweimal im Jahr reduzierte.

Von 1933 bis 2001 existierte zudem das Rabattgesetz, das die Gewährung von Preisnachlässen für Endverbraucher für Waren des täglichen Bedarfs teilweise untersagte. Maximal drei Prozent Rabatt waren gestattet. Das Gesetz sorgte dafür, dass das Preisverhandeln in Deutschland bei vielen Konsumenten bis heute recht unüblich ist. „Sie haben Hemmungen, weil das Feilschen für sie gefühlsmäßig immer noch auf den Basar gehört“, sagt Georg Tryba von der Verbraucherzentrale Nordrhein-Westfalen. Es gibt übrigens nach wie vor Produkte, bei denen das Feilschen nicht erlaubt ist – etwa preisgebundene Artikel wie Bücher oder Tabak.

Im Gegensatz zum Einzelhandel versteht man unter Großhandel Unternehmen, die Waren weder selbst herstellen noch bearbeiten und sie stattdessen an andere Unternehmen verkaufen, die sie in ihr Angebot für Privatkunden aufnehmen. Mit einem jährlichen Umsatz von knapp 1,1 Billionen Euro im Jahr 2012 ist der Großhandel in Deutschland der zweitstärkste Wirtschaftszweig nach der Industrie. Er bietet ca. 1,2 Millionen Menschen Arbeit.

Unter Außenhandel versteht man den Austausch von Waren mit dem Ausland, wobei Deutschland wesentlich mehr Waren in andere Länder exportiert, als es importiert. Im Jahr 2013 betrug der Wert der Exporte aus Deutschland in andere Länder 1,093 Billionen Euro, eingeführt wurden Waren im Wert von 895 Milliarden Euro. Die größten Handelspartner Deutschlands sind die Länder der Europäischen Union (EU), in die Waren im Wert von ca. 623,5 Milliarden Euro exportiert wurden. Umgekehrt importierte Deutschland aus Ländern der EU Waren im Wert von rund 577,6 Milliarden Euro. Dennoch rangiert Deutschland unter den größten Importländern der Welt auf Platz drei. Nur China und die USA führen mehr Waren aus anderen Ländern ein. ←

*Mit diesem naseweisen Spruch kanzelten Verkäufer früher gern mal Kunden ab, die nach einem Preisnachlass fragten. Dabei schreibt sich ja Rabatt eh mit Doppel-t.

Einmal Erkältung löschen: 10 Euro

Im Dong Xuan Center in Berlin wird mit allem gehandelt, was aus Vietnam ist. Und auch mit manchem aus Indien, der Türkei und China. Ausflug in ein Paralleluniversum

Text: Annabelle Seubert

→ Plattenbau-Town Berlin-Lichtenberg, Winter. Vielleicht der erste Morgen, an dem es richtig schneit, die Tram kommt an Woolworth vorbei, an Norma und Rewe – Supermärkte, die gegen das Dong Xuan Center winzig wirken: Auf 164.000 Quadratmetern stehen sieben Hallen, gefüllt mit allem und nichts aus Vietnam. Der Betreiber des Dong Xuan Centers soll der reichste Vietnamese Deutschlands sein und den Ort für die rund 5.000 Vietnamesen, die in Lichtenberg leben, zu einem „Asiatown“ ausweiten wollen, ähnlich den Chinatowns in London oder New York. Momentan ist das Center ein elf Hausnummern einnehmendes Gelände, mit vereistem Parkplatz davor, ein paar Autos, ein paar Krähen und einem Bratwurststand. Dong Xuan heißt übrigens „Frühlingswiese“.

Halle 3, es stinkt erbärmlich. Irgendwie alt und nach Lack. Links und rechts von den Gängen gehen die Läden ab, Spatzen flie-

gen durch die Gänge, und dann wabert der Plastikduft herüber, vom Stand mit den Schuhen, von denen manche mit goldenen Totenköpfen bestickt sind – und dahinter dann der Stand mit dem Tüll: Kleider in Türkis. Orange. Pink. Viele bauschig, mit Pailletten. Am Eingang, vor dem kleinen Buddha-Schrein, steht neben den Räucherstäbchen und der Obstschale eine Flasche Cinzano Asti. Die Inhaberin Thu Huyen kommt aus Hanoi und vermietet Abend- und Hochzeitskleider, für 50 Euro pro Tag.

Seit 14 Jahren lebt Thu Huyen in Marzahn, sie hat einen deutschen Mann geheiratet und ihre Tochter aus erster Ehe in Hanoi zurückgelassen. Ihr Mann und sie verdienten damals gemeinsam 1.600 Euro brutto – nicht genug, um das Kind nach Deutschland zu holen. „Deutsche Land“, sagt sie und dass Vietnamesen es generell aus zwei Gründen mögen würden: „sauber“ und „Krankenhaus“.

Thu steht jeden Tag um 6 Uhr auf, sie kocht und putzt und arbeitet dann von 11 bis 19 Uhr, sie zupft ihren Kunden die Augenbrauen, schminkt und frisiert sie und hofft, dass noch jemand ein Hochzeitskleid ausleiht, damit sie ihren Eltern Geld schicken kann. „Warum arbeitest du so viel?“, fragt ihr Mann oft. „Nie hast du Zeit für die Familie.“

Etwa 300 Mieter hat das Center gerade, das macht geschätzt 300.000 bis 400.000 Euro Mieteinnahmen, die pro Monat an die Dong Xuan GmbH gehen. Allein die 250 Großhändler darunter sollen – so gibt es das Unternehmen selbst an – einen Jahresumsatz von bis zu drei Millionen Euro erwirtschaften. Wer einen Stand will, muss auf die Warteliste: Die Hallen sind ausgebucht.

An der Frischtheke: Was ist das? „Magen.“ Spitzknochen. Schwanzknochen. Hinterbein. „Und das?“ „Darm.“ Schweineblut. Schweineschlund.

Und das? „Auch.“ Darm? „Ja.“ Oder Magen? „Ja.“

In Regalreihe 3 lagert der Fisch – getrocknet und abgepackt. Nicht weit von den Papiergoldbarren und Spielgeldbündeln, die Vietnamesen vor ihre Minischreine legen,

GOOOOOOOD MOOOOORNING
VIEEEEETNAAAAAAAAAMMMMMMM



200-Euro-Scheine, 100.000-Dong-Scheine. Daneben Palmöl und Ingweröl und schließlich Hot Chili. Sweet Chili. Sweetened Chili. Seafood Chili. Garlic Chili. Banana Chili. Pickled Green Chili. Pickled Red Chili. Weiter. Abstecher in den Beauty Nails Supply, wo man den Eindruck bekommen könnte, auf unserer Erde existieren mehr Glitzersteindöschchen als Menschen.

Singh ist 24 und aus Pakistan. Jede Woche kommt bei ihm neue Ware an, Kleider aus Frankreich, Italien, Vietnam und China. Bist du gern hier? „Ja, ich arbeite hier.“ Verkaufst du viel? „Das ist ein Geheimnis.“

Sinan ist Student und aus der Türkei. Er verkauft Wolle, Gardinen, Tischdecken und Badewannenvorleger. Ein Familienunternehmen, sagt er, mit Festpreisen. 40 Prozent ihrer Kunden seien Vietnamesen und etwas sympathischer als die 30 Prozent Deutschen. Und der Rest? „Orientalisch, sag ich mal.“ Verkaufst du viel? Sinan schürzt die Lippen. „Geht.“

Es gibt auch jetzt noch Weihnachtsbäume, es gibt eine Rikscha und Porzellantauben, Keramikkatzen, Klodeckel mit Welpen-Aufdruck, Sweatshirts mit Justin-Bieber-Aufdruck und Dinge, die sich nur schwer beschreiben lassen. Reizwäsche hängt an Schaufensterpuppen und Smartphone-Hülle neben Smartphone-Hülle. Die schiere Fülle macht lethargisch und vertreibt die Wünsche. Selbst wenn du Kopfhörer brauchst, willst du sie spätestens dann nicht mehr, wenn dir 100 davon angeboten werden.

15,50 Euro kosten die Reiskugeln, in der Mungbohnen sind. Oder der Eierreis, in dem auch Eierschale ist. Der Verkäufer lässt nicht mit sich reden. 3 für 10? – „Naaa-in!“ – Darf ich fragen, woher Sie kommen? – „Naaa-in!“ Ich nehme die Massage „Erkältung löschen“ für zehn Euro, im Hinterzimmer eines Tattoo-Studios, die Masseurin macht sich zwischendurch eine Suppe in der Mikrowelle warm.

„Gut oder aua?“, fragt sie. Beides. ←



Da ist noch Luft

→ An vielen Stränden gehören sie dazu wie Sonnenöl und Beachbars: ambulante Verkäufer, die ihr Sortiment mit sich herumtragen - zum Beispiel Schmuck, Badetücher oder eben aufblasbare Schwimmhilfen. Die Verkäuferin auf unserem Bild geht am Schwarzen Meer in der Ukraine auf Kundengefang. ←



Schwein gehabt?

→ Wohl eher nicht. Denn wo möglichst viele Schweine gemästet werden, hat jedes Tier nur wenig Platz. Und der Trend geht zu noch mehr Fleischkonsum, auch wenn in vielen Ländern der Anteil der Vegetarier wächst. In der EU wurden in den Jahren 2010 bis 2012 im Durchschnitt 23 Millionen Tonnen Schweinefleisch produziert, nur China hat mit mehr als 50 Millionen Tonnen noch mehr Schwein gehabt. Laut Prognose der OECD werden 2019 weltweit 120 Millionen Tonnen Schweinefleisch erzeugt. ←

Let's meat

Was hat denn bitte ein Schwein in Niedersachsen mit dem Regenwald in Brasilien und den Menschen in Afrika zu tun? Eine ganze Menge. Auf globaler Schnitzeljagd

Text: Constantin Wißmann

→ Das Leben eines Schweins in der deutschen Landwirtschaft besteht vor allem aus dem Warten auf den Tod. Bis es so weit ist, steht es dicht gedrängt an seine Artgenossen in einem Stall herum und macht eigentlich nichts außer schlafen und essen. Dieses Warten muss aber gleichzeitig ungeheuer effizient sein, damit sein Fleisch möglichst viel Geld einbringen kann. Wie das geht, lernt man schnell beim „Fachforum Schwein“. Auf der Messe in der Münsterlandhalle im niedersächsischen Cloppenburg sind zwar keine Tiere zu sehen, aber viele Menschen, die an ihren Ständen hinter Kaffeekannen und Schalen mit Gummibärchen unterschiedliche Möglichkeiten zur Optimierung der Wartezeit anpreisen.

Das geht los beim Eber mit dem seltsamen Namen „db.7711“. Die Firma BHZP verspricht mit ihm „Genetik ohne Kompromisse“. Jedes Tier dieser Vaterlinie „besticht durch seinen Fleischreichtum, seine Fleischbeschaffenheit und seine extrem hohe Wüchsigkeit“. Vor allem aber ist der db.7711 „geruchsarm“. An einem anderen Stand zeigt eine Mitarbeiterin des Internetportals „Schlachtdaten Online“ auf einen großen Bildschirm. Es sind eine Menge Daten zu sehen, vom „Schinkengewicht“ bis zum „FOM-Speckmaß“. Anhand dessen soll der Landwirt erkennen können, wie man ein Schwein so mäset, dass es bei der Ablieferung an den Schlachthof genau zu den Anforderungen passt.

In dieser Region im Nordwesten Deutschlands, in den Landkreisen Cloppenburg und Vechta, leben mehr als zwei Millionen Schweine. Mehr als irgendwo sonst in Deutschland. Romantische Vorstellungen von einem Bauern und seiner Schweineherde hat



hier niemand. Das Schwein ist vor allem ein Produkt, mit dem man Geld verdienen kann. Viel Geld. Denn überall auf der Welt wollen die Menschen immer mehr Schweinefleisch essen.

In Deutschland isst jeder Bürger rund 39 Kilogramm pro Jahr, in seinem Leben rund 49 Schweine. Das ist fast dreimal so viel wie im Jahr 1950. Im Rest der westlichen Welt sieht es ähnlich aus. Und viele Menschen in anderen Ländern sind jetzt erst so richtig auf den Geschmack gekommen. Bis 2022 wird der Verbrauch pro Person etwa in Russland von 19,7 auf 24,2 Kilogramm steigen, in China von 29,2 auf 34,1 Kilogramm. Diese Zahlen hat die Heinrich Böll Stiftung in ihrem „Fleischatlas 2014“ veröffentlicht.

Deutschland ist hinter den USA und China zum drittgrößten Schweinefleischexporteur der Welt geworden. In Deutschland ist die Mehrheit der Menschen trotz des Medienhypes um Bio-Produkte kaum bereit, mehr als einen Euro für ein Kotelett zu bezahlen. Sie haben sich an die niedrigen Preise der Supermärkte gewöhnt. Höhere Margen versprechen da die Schwellen- und Entwicklungsländer.

Der Preis, den andere für diese Entwicklung zahlen, ist weit höher. „Zu hoch“ sagen Organisationen wie Misereor, BUND oder Brot für die Welt. Bezahlen müssten ihn vor allem die Menschen, die eh nicht so viel haben. Denn der Import von Soja als Futtermittel trage zur Vernichtung des Regenwaldes in Südamerika bei. Und der Export von Schweinefleisch nach Afrika zerstöre dort die Märkte.

Soja als Tierfutter? Eigentlich kennt man es ja von der Soße beim Chinarestaurant oder als Milch für Leute, die keine tierischen Produkte mögen oder vertragen. Warum es immer mehr an Tiere verfüttert wird, hat mit der Rinderwahnschizze Anfang des Jahrtausends zu tun. Damit sie möglichst schnell möglichst viel wachsen können, brauchen Tiere viele Proteine. Deshalb wurde ihnen lange das aus Fleischresten gewonnene Tiermehl ins Futter gemischt. Seit Ende 2000 ist das aber verboten. In der europäischen Landwirtschaft gibt es seitdem eine sogenannte Eiweißlücke. Und keine Pflanze eignet sich so gut, diese zu füllen, wie Soja oder genauer das Sojaschrot. Auf dem Weltmarkt ist Soja so billig, dass es zu 40 Prozent niedrigeren Kosten denselben Energiegehalt liefert wie

Der Hunger ist groß: Manche Gegenden in Brasilien bestehen nur noch aus Feldern für Soja

Getreide. Bis zu 20 Prozent des herkömmlichen Tierfutters macht Soja heute deswegen aus. Es in unseren Lagen anzubauen ist aber sehr schwierig. Zum einen benötigt es viel Wärme und kurze Tage. Und andererseits fehlen hier die nötigen Flächen.

Deswegen stieg der Import von Sojaschrot nach Deutschland rasant an, allein von 2002 bis 2012 von 1,3 auf 1,7 Millionen Tonnen. Immer häufiger kommt es aus Südamerika, wo klimatisch und flächentechnisch ideale Bedingungen für den Anbau herrschen. In Brasilien etwa sind die Produktionsmengen in den vergangenen 30 Jahren von 18,3 auf etwa 80 Millionen Tonnen gestiegen, was rund 30 Prozent der Weltproduktion entspricht. Neben den USA ist Brasilien heute der wichtigste Sojaproduzent.

Der Bundesstaat Mato Grosso im Zentrum Brasiliens besteht fast nur noch aus Sojafeldern und Straßen. Auf rund 8,5 Millionen Hektar werden die Bohnen hier angebaut, das entspricht der Fläche Bayerns und Schleswig-Holsteins. Warum auch nicht, sagen die brasilianische Regierung und europäische Landwirtschaftsverbände. Bäume des kostbaren Regenwaldes müssen dort nicht gefällt werden. Dürfen sie auch gar nicht, denn importiertes Soja muss die Nachhaltigkeitskriterien der EU erfüllen, und ein Kriterium ist, dass für den Anbau kein Wald gerodet wird.

Für Maureen Santos von der Heinrich Böll Stiftung in Rio de Janeiro ist das zu kurz gedacht. Tatsächlich seien die Flächen schon in den 70er-Jahren gerodet worden, hauptsächlich, um Weideflächen für Rinder zu schaffen. „Durch den Sojaanbau hat sich nun eine Verschiebung ergeben“, sagt Santos. Weil Soja so lukrativ ist, würde es nun dort angebaut, wo vorher Rinder weideten. Für die Rinder aber würden neue Weideflächen im Regenwald gerodet. Das Ergebnis: Zwar hat sich das Tempo der Entwaldung in Brasilien insgesamt verlangsamt, seitdem es 2004 mit 28.000 Quadratkilometern einen historischen Höhepunkt erreicht hatte. Doch zuletzt hat es wieder angezogen. Zwischen August 2012 und Juli 2013 wurden laut Nationalem Institut für Luftüberwachung mehr als 2.000 Quadratkilometer Amazonaswald abgeholzt – eine Fläche, fünfmal so groß wie das Bundesland Bremen – und ein Anstieg von 35 Prozent zum Vergleichszeitraum im Jahr davor.

Trotzdem weisen Landwirte hierzulande die Schuld von sich. Sie wollen ja nur das Schrot für ihre Tiere, den „Kuchen“ vom Soja, sagen sie, und der sei ja nur ein Abfallprodukt des aus der Pflanze gewonnenen Öls. Tatsächlich aber ist der Erlös aus den Futtermittelverkäufen ausschlaggebend für die steigende Sojaproduktion weltweit.

Das aus Südamerika importierte Soja trägt also seinen Teil zur Effizienz der deutschen Schweinefleischproduktion bei. Und die so erzielten Überschüsse gehen vermehrt auch nach Afrika. Noch im Jahr 2000 waren es 250 Tonnen. Zwölf Jahre später 33.000. Das hat für den Markt dort, vor allem in Westafrika, verheerende Folgen, beklagen zahlreiche deutsche Nichtregierungsorganisationen.

Francisco Marí von „Brot für die Welt“ hat diese Region mehrfach besucht. „Das Schweinefleisch aus der EU und aus Deutschland hat die Länder überschwemmt“, sagt Marí. Vor allem Schweinefüße aus Europa – hier eher selten auf den Tellern zu finden und deswegen hauptsächlich Exportware – würden in Westafrika zu Preisen von weniger als der Hälfte der einheimischen Produktion angeboten. Was zu Verhältnissen wie in der Elfenbeinküste führe. „In der Hauptstadt Abidjan gab es früher mehrere Märkte für einheimisches Schweinefleisch. Jetzt gibt es nur noch einen.“ Auch habe es in dem Land vor Jahren noch eine eigene stattliche Wurstindustrie gegeben. „Die ist aber völlig zusammengebrochen. Dafür gibt's in den Supermärkten jetzt Wurst aus Deutschland.“

Lange Zeit konnten europäische Produzenten ihre Ware in Afrika sogar zu regelrechten Dumpingpreisen anbieten. Die Subventionen für den Schweinefleischexport der EU machten es möglich. 2009 erhielten europäische Exporteure 92 Millionen Euro.

Sattes Geschäft

87 Kilogramm Fleisch aß rein rechnerisch jeder Bundesbürger im Jahr 2012. 2011 waren es noch drei Kilogramm mehr.

Der größte Fleischproduzent der Welt ist JBS: Gegründet wurde die brasilianische „José Batista Sobrinho Sociedade Anônima“ 1953; der Umsatz betrug 2012 37,3 Mrd. Dollar.

Mittlerweile sind die Subventionen größtenteils abgeschafft. Für Marí aber kein Grund zu jubeln. „Mittlerweile sind die Agrar-Ausfuhren der EU einfach so billig, dass sie ohne die Zuschüsse aus Brüssel auskommen.“

Das liege an der Handelspolitik. Seit dem Jahr 2002 verhandelt die EU Wirtschaftspartnerschaftsabkommen (WPA) mit den sogenannten AKP-Staaten (Afrika, Karibik, Pazifik). Mit zahlreichen afrikanischen Ländern wurden bereits Vorverträge geschlossen. Diese WPA verlangen von den Partnern, ihre Märkte umfassend für europäische Exporte zu öffnen – im Gegenzug für den Zugang zum EU-Markt. Mit der Folge, dass Entwicklungsländer der überlegenen europäischen Konkurrenz in Sachen Schweinefleisch Tor und Tür öffnen. Davon, ihr Fleisch selbst in die EU zu exportieren, sind sie weit entfernt.

Sind also die deutschen Schweinezüchter, -mäster und -schlächter schuld am Sterben des Regenwalds und des afrikanischen Marktes? Hubertus Berges widerspricht da auf dem „Fachforum Schwein“ vehement. „Wir müssen schließlich auch unser Geld verdienen. Und wenn nun die brasilianische Regierung die Rodung des Regenwaldes nicht in den Griff bekommt, was sollen wir da machen?“ Berges, 44, ein großer Mann mit Nickelbrille, ist Vorsitzender des „Kreislandvolkverbands Cloppenburg“ – und hält selbst 3.600 Mast-schweine auf seinem Hof.

Na dann, guten Appetit: Billiges Fleisch, u.a. aus der EU, überschwemmt die Weltmärkte

Sein Hof sieht so aus, wie man es von früher kennt. Hinein geht es durch ein großes Tor, die Gebäude sind aus Backstein und Fachwerk. Die Chronik der Landwirtfamilie Berges geht bis ins 15. Jahrhundert zurück. „Das kann man doch durchaus nachhaltig nennen“, sagt Berges schmunzelnd. Doch die Technik in den Ställen ist hochmodern: Ein Computer wacht darüber, dass die Schweine ihrem jeweiligen Alter gerechtes Futter bekommen, ein weiterer regelt automatisch die Temperatur. Zwölf bis 15 Schweine stehen meist zusammen in einer Buche, einem Stallabschnitt. Und sollen vor allem fressen. Berges kauft Ferkel. In nur vier Monaten vervierfachen sie ihr Gewicht, wachsen von knapp 30 auf 110 bis 120 Kilo. Und werden dann zum Schlächter gebracht. 9.000 Schweine gehen bei Berges pro Jahr durch diesen Zyklus, pro Schwein macht er rund zehn Euro Gewinn. Er plant für die Zukunft, gerade baut er einen weiteren Stall an. Einer seiner Söhne soll den Hof übernehmen, „aber meine Tochter hat mir gesagt, wenn die es nicht machen, kann ich auf sie zählen“. Was mit dem Fleisch der Tiere passiert, nachdem sie seinen Hof verlassen haben, interessiert ihn weniger. „Obwohl meine Frau und ich uns manchmal beim Essen fragen, ob das Kotelett vielleicht von uns stammt.“ Im globalen Schweinefleischmarkt eher unwahrscheinlich. ←

II. Wie wir handeln



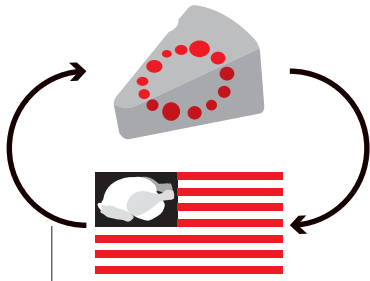
Schwere Sache

→ Früher wurde ein großer Teil der Waren eher regional gehandelt, doch die Globalisierung hat dafür gesorgt, dass der weltweite Austausch von Produkten rapide zugenommen hat. Klar: Wenn Teile eines Computers in verschiedenen Ländern gefertigt und in einem weiteren zusammengefügt werden, ändert sich die Art und Weise des Handels. So hat der Frachtverkehr per Containerschiff und Flugzeug extrem zugenommen. In manchen Gegenden geht es aber immer noch wie früher zu: Unser Bild zeigt eine Frau, die Waren aus der spanischen Exklave Melilla in Nordafrika über die Grenze nach Marokko transportiert. ←



Na, super

→ Es ist schon Wahnsinn, wie groß die Supermärkte an manchen Ausfallstraßen geworden sind. Fast wie in den USA, wo viele Städte nur noch aus Parkplätzen und Malls zu bestehen scheinen. Dort ist im Einzelhandel übrigens der Walmart-Konzern mit fast 466 Milliarden Dollar Umsatz (2013) führend. In Deutschland ist es die Schwarz-Gruppe (Lidl, Kaufland) mit einem Jahresumsatz von fast 68 Milliarden Euro im Geschäftsjahr 2012/13. ←



Wer hat meinen Schokoriegel manipuliert?

Die Europäische Union und die USA planen ein Freihandelsabkommen. Das Ziel: ein Binnenmarkt mit mehr als 800 Millionen Verbrauchern ohne Handelsgrenzen. Doch während die einen vom zollfreien Handel zwischen Seattle und Helsinki träumen, warnen die anderen vor Chlorhühnchen und Genfood. Eine Bestandsaufnahme

Text: Peter Riesbeck

→ Der schottische Ökonom Adam Smith hat es in seinem Buch „Der Wohlstand der Nationen“ so formuliert: „Kann uns (...) ein anderes Land eine Ware liefern, die wir selbst nicht billiger herzustellen imstande sind, dann ist es für uns einfach vorteilhafter, sie mit dem Teil unserer Erzeugnisse zu kaufen, die wir wiederum günstiger als das Ausland herstellen können.“ Was in Smiths Sprache des 18. Jahrhunderts etwas sperrig klingt, formuliert Daniel Caspary verständlicher. Auf die Frage nach dem Nutzen des Freihandels antwortet er: „Weil die einen Bananen haben und wir Autos.“ Also lohnt es sich zu handeln.

Caspary sitzt im 15. Stock des Europaparlaments in Brüssel, der CDU-Abgeordnete ist Mitglied im Handelsausschuss und befasst sich dort auch mit dem geplanten Freihandelsabkommen zwischen der EU und den USA. Beim Versuch, die Idee des Freihandels plastisch zu beschreiben, muss Caspary nicht lange suchen: „In Europa müssen die Blinklichter eines Autos gelb sein, in den USA rot. Ein Autobauer muss sowohl in Europa als auch in den USA einen erfolgreichen Crashtest absolvieren. Es macht also Sinn, gemeinsame Standards für die EU und Amerika zu definieren. Von den niedrigeren Kosten profitieren auch die Verbraucher.“ Ein Auto, das in den USA genehmigt worden ist, könnte dann ohne weitere Tests auch auf deutschen Straßen rollen.

Es geht aber nicht allein um gemeinsame Standards, auch die Zollschranken sollen fallen. Die sind zwischen der EU und den USA zwar eh nicht so hoch, aber Caspary rechnet vor: „Der transatlantische Handel hat ein Volumen von jährlich rund 700 Milliarden Euro. Bei durchschnittlichen Zöllen von drei Prozent macht das mehr als 20 Milliarden Euro pro Jahr.“

Nach Angaben der EU-Kommission kann die EU durch ein Freihandelsabkommen jährlich auf 0,5 Prozent zusätzliches Wachstum hoffen, die US-Wirtschaft auf 0,4 Prozent. Der zuständige EU-Handelskommissar Karel De Gucht

Die Verbraucher sparen Geld, aber viele von ihnen haben auch Angst, in Zukunft genmanipulierte Sachen zu essen

schwärmt vom „besten Wachstumspaket, das man sich vorstellen kann“. Und er nennt auch gleich Zahlen. Auf 545 Euro pro Jahr beziffert seine Behörde den jährlichen Vorteil für einen Vier-Personen-Haushalt in der EU.

Die Summe von 545 Euro pro Jahr will Johannes Kleis gar nicht bestreiten. Dennoch spricht der Mitarbeiter der Europäischen Verbraucherorganisation BEUC lieber von Hormonfleisch, genetisch veränderten Lebensmitteln und Chlorhühnchen. In den USA werden Chicken, bevor sie als Nuggets enden, im Chlorwasser behandelt.

Das Chlorhühnchen ist so eine Art Wappentier derjenigen geworden, die davor warnen, dass ihr Land in Zukunft mit gesundheitsschädlichen Nahrungsmitteln überschwemmt wird – und die gibt es nicht nur in Europa. So wollen viele Konsumenten in den USA keinen französischen Roquefortkäse, weil sie sich vor den Blauschimmelpilzen fürchten. Und während Amerikas Farmer auf genetisch veränderten Mais oder Soja setzen, will der Großteil von Europas Verbrauchern davon nichts essen.

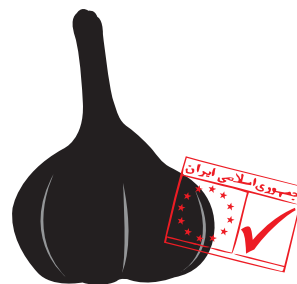
„Ein Schokoriegel aus genetisch veränderten Zutaten wäre heute schon ohne das geplante Abkommen in der EU erlaubt – natürlich entsprechend gekennzeichnet. Der Verbraucher kann heute und künftig selbst entscheiden, zu welchem Riegel er greift“, sagt der Freihandelsbefürworter Caspary. Verbraucherschützer Kleis aber fürchtet einen Dammbruch. Er hätte die Gen-Riegel und andere genveränderte Lebensmittel am liebsten gar nicht erst im Regal. „In Europa gilt das Unbedenklichkeitsprinzip, sprich, ein Produkt landet erst im Handel, wenn auch nachgewiesen ist, dass es nicht die Gesundheit der Verbraucher gefährdet“, sagt er. „Die USA handeln nach dem Machbarkeitsprinzip.“

Ein weiterer Streitpunkt ist die Frage nach der Transparenz: Abwechselnd wird in Brüssel und Washington getagt, es gibt 25 Arbeitsgruppen mit rund

150 Unterhändlern, die über die Details verhandeln. Strittige Fragen landen schließlich ganz oben bei EU-Handelskommissar Karel De Gucht und seinem US-Gegenüber Michael Froman.

Auch die Grünen-Europaparlamentsabgeordnete Ska Keller gehört dem Handelsausschuss an. Sie spricht von „Geheimniskrämerei“ und klagt: „Auf viele unserer Fragen kriegen wir überhaupt keine oder nur eine unzureichende Antwort.“ Europas Verbraucherschützer waren zunächst gänzlich ausgeschlossen, während es in den USA für Interessenverbände wenigstens die Chance gibt, die Verhandlungsprotokolle in einem Lesesaal einzusehen. „Aber unter den Lesefreudigen sind 600 Industrieverbände zugelassen und nur eine Verbraucherschutzorganisation“, beklagt Verbraucherschützer Kleis das Ungleichgewicht. Immerhin, die EU-Kommission reagiert auf die wachsende Kritik. Eine Beobachtergruppe soll eingesetzt werden, mit Vertretern aus Industrie und Verbrauchergruppen.

Und dann gibt es noch den Streit um die sogenannten Schiedsgerichte, die keiner nationalen Gesetzgebung und Kontrolle unterworfen sind. Auch deswegen hat die Internetplattform Campact, die sich für mehr Transparenz in der Politik einsetzt, innerhalb weniger Wochen mehr als 339.000 Unterschriften gegen das Abkommen gesammelt. Campact geht es unter anderem



Ihr kommt hier nicht rein

Alle reden vom Freihandel, dabei versuchen immer noch viele Länder, ihrer Wirtschaft mit Zöllen und Verboten Vorteile zu verschaffen – ein kurzer Überblick

Text: Marion Bacher

→ Die Logik ist einfach, das Machtspielchen alt: Staaten oder Staatenbündnisse wollen sich politisch wie wirtschaftlich einen Vorteil gegenüber anderen verschaffen. Die Taktik: Mauern. In Zeiten aber, in denen die Baumwolle für ein T-Shirt in den USA wächst, der Stoff in Indonesien weiterverarbeitet und in Bangladesch zusammengeknäht wird, wirken Zölle anachronistisch. Daher wird der Ruf nach einem Abbau von Zöllen und nach Aufhebung von Exportbeschränkungen lauter, damit Waren ungestört zwischen den Handelspartnern hin- und herwandern können. Zwischen Handelspartnern wohlgekehrt, denn es gibt immer welche, die draußen bleiben müssen.

Die EU entscheidet über unsere Handelspolitik

Zölle haben schon die alten Römer erhoben - und das nicht nur an den Grenzen des Römischen Reichs. Auch an Pässen,

Eine der drängendsten Fragen: Können US-Unternehmen demnächst gegen europäische Staaten klagen?

darum, wer bei Handelsstreitigkeiten eigentlich schlichtet: nationale Gerichte oder eben ein internationales Schiedsgericht? Die Hauptkritik fasst die Grünen-Abgeordnete Ska Keller wie folgt zusammen: „Die staatliche Souveränität wird ausgehöhlt. Gegen die Willkür der Schiedsgerichte gibt es keinen Schutz.“

Ein abschreckendes Beispiel gibt es bereits: So verklagte der US-amerikanische Öl- und Gaskonzern Lone Pine Resources die kanadische Provinz Quebec vor einem im Geheimen tagenden Schiedsgericht auf 250 Millionen Dollar Schadenersatz, weil er die Förderung von Schiefergas eingeschränkt und seine Investitionen gefährdet sah.

„Amerikanische Investoren bekämen so weitreichende Klagemöglichkeiten gegen europäische Staaten“, fürchtet Keller. „Die vagen Klauseln machen es möglich, auch gegen Umwelt- und Sozialgesetzgebung zu klagen und hohe Entschädigungssummen einzukassieren.“ Die EU-Kommission hat mittlerweile reagiert. Von März an sollen mögliche Bedenken öffentlich diskutiert werden.

Die Grüne Ska Keller fürchtet vor allem Auswirkungen auf afrikanische Staaten und andere Entwicklungsländer, wenn Europa und die USA Standards setzen, denen Schwellen- und Entwicklungsländer ausgeliefert sind. „Wir wollen eine faire Handelsordnung, die Rücksicht nimmt auf die Menschen und die Umwelt. Wir wollen kein Abkommen, in denen EU und USA für alle mal eben die Regeln festsetzen.“ Der CDU-Abgeordnete Caspary mag aber nicht nur auf die Zahlen schauen. „Uns verbindet mit den USA mehr als nur der Handel, sondern auch gemeinsame Werte. Bei allen bestehenden Problemen gibt es in der Welt nicht viele Partner, die uns näher stehen.“

Ökonomen des Ifo-Instituts haben für die Bertelsmann Stiftung berechnet, wer eigentlich von einem Freihandelsabkommen zwischen der EU und den USA profitiert. Kurz gesagt: vor allem die USA. Zwei Millionen zusätzliche Jobs könnten entstehen, davon rund 1,1 Millionen in den USA. In Europa würden laut Ifo-Institut vor allem Großbritannien, Finnland und Schweden von dem Abkommen profitieren. In Deutschland würden rund 181.000 neue Arbeitsplätze geschaffen. Auch die Krisenländer im Süden Europas könnten zu den Gewinnern zählen. Die Verlierer schauen von außen auf das Bündnis.

Straßenkreuzungen, Flussübergängen und in Häfen. Bezahlen musste man nicht nur für die Ein- oder Ausfuhr der Waren, nein, es gab auch Markt-, Durchfuhr- und Passierzölle. Wollte man früher vor allem abkassieren, geht es heute um den Schutz für die heimischen Wirtschaftszweige. Die EU ist eine Zollunion, ihre Mitglieder setzen gemeinsame handelspolitische Maßnahmen und einen gemeinsamen Zolltarif durch. Vereinfacht gesagt geht es darum, Importe in Maßen und Exporte hoch zu halten. Hierfür hat die Handelspolitik zwei Instrumente: erstens tarifäre Maßnahmen wie beispielsweise Zölle, zweitens nichttarifäre Maßnahmen wie etwa Einfuhrverbote.

Der Zoll

Platt gesagt kontrolliert der Zoll die Ein- und Ausfuhr von Waren und verfolgt dabei zwei Ziele: Erstens soll er die Einfuhr von Waren bremsen, zweitens soll er dem Staat Einnahmen bringen, indem er Verbrauchssteuern wie die Energie-, Tabak- und Stromsteuer erhebt – oder Einfuhrumsatzsteuern wie etwa die Biersteuer in Deutschland. 2012 flossen so 124 Milliarden Euro in die deutschen Staatskassen – ungefähr die Hälfte der Steuereinnahmen des Bundes.

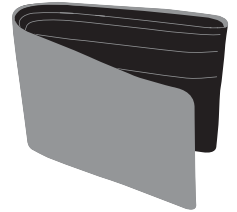
Nichttarifäre Hemmnisse

Zollkontingentsmengen (eine Tonne Kartoffeln und kein Kilo mehr aus der Türkei), Einfuhrverbote (Chlorhühnchen aus den USA), Ausfuhrverbote (Chemie für Waffen an Bürgerkriegsländer), diverse Vorschriften (Knoblauch aus dem Iran braucht z.B. ein Zertifikat der iranischen Handelskammer, dass der Knofl auch den Nahrungsmittelaufgaben der EU entspricht) oder Anti-Dumping-Zölle. Bleiben wir beim letztgenannten, weil das kürzlich wieder im Europaparlament diskutiert wurde: Abgeordnete forderten in Brüssel härtere Maßnahmen gegen subventionierte Importwaren aus Drittländern. Zankapfel waren beispielsweise chinesische Solarzellen und fertig montierte Solarpanels, die laut Kommission den EU-Markt überschwemmen und deshalb heimischen Produzenten zu viel Konkurrenz machen. Anderes Beispiel: Anti-Dumpingzölle auf Biodieselimporte aus Argentinien und Indonesien. Auch damit will die Kommission die „grüne“ Industrie in Europa fördern. ←

Ich, Goldfinger

Daytrading ist Aktienhandel im Sekundentakt. Unser Autor hat es ausprobiert

Text: Jan Ludwig



→ Mitte April war mein Aktiendepot schwarz, heute ist das Gegenteil der Fall. Wie beides zusammenhängt, kann ich erklären.

Erster Tag. Ich bin nicht reich und bin nicht arm. Ich bin weder geizig noch verschwenderisch, lebe zwar ein bisschen über meine Verhältnisse, aber das ist ja normal. Was ich will, sind ein paar Prozent mehr Zinsen. Oder Rendite. Was ich will, ist: mit Aktien handeln, genauer gesagt: daytraden.

Daytrading bedeutet, Aktien und andere Spekulationsobjekte am gleichen Tag zu kaufen und zu verkaufen. Das kann nach Stunden sein, nach Minuten oder Sekunden. Ich setze 500 Euro, das kann ich verkraften. Ein paar Regeln habe ich mir selbst aufgestellt. Erstens: Keine Spekulation mit Rohstoffen. Das trifft arme Bauern. Zweitens: Kein Handel mit Währungen. Mit Volkswirtschaften spielt man nicht.

Dann suche ich mir eine Online-Plattform und zocke los. Zuerst investiere ich in VW, Siemens, die Großen halt. Das ist so spannend, wie Faultieren beim Kratzen zuzugucken. Aber ich mache Gewinn, ein paar Euro in wenigen Minuten. Dann wage ich mehr, setze mehr. Leider ohne Erfolg.

„Du, ich hab heute 50 Euro verloren“, erzähle ich meiner Freundin beim Abendessen. „Warum hörst du dann nicht auf?“, fragt sie. Ja. Aufhören. Nee, morgen hole ich es doch wieder rein.

Das, was ich hier kaufe, sind ja sogenannte Hebelprodukte: geringer Einsatz, hoher Gewinn. Oder hoher Verlust. Es geht allein darum, den Kursverlauf richtig vorherzusagen. Steigt eine Aktie in einer Stunde um zwei Prozent, mache ich 40 Prozent Gewinn – wenn ich auf „Steigen“ gewettet habe.

Zweiter Tag. In den Börsennachrichten lese ich: Der Goldpreis fällt. Er fällt rapide. Experten warnen: Das geht noch weiter. Ich steige also ein und wette, dass der Goldpreis sinkt. Klingt bombensicher.

Doch in den Minuten, da ich auf die Maus klicke, steigt der Wert gerade. In Sekunden mache ich 20 Euro Verlust. Aussteigen? Ach, da geht noch was. Der Preis ist doch so weit oben, der muss ja wieder runter! Wieder setze ich Geld auf „Fallen“.

Dann steigt er. Dann steigt er weiter. Und steigt.

100 Euro Verlust. Okay, ich will hier raus. Aber in der Zwischenzeit, in Sekundenbruchteilen, zieht der Wert so stark hoch, dass der alte Preis schon nicht mehr gilt. 200 Euro sind weg. Und nun?

Ich begehe alle Fehler, vor denen man mich bei der Einführung gewarnt hatte: Ich wage zu viel. Ich werde gierig. Ich verkaufe nicht, wenn ich Verlust gemacht habe. Sekunden können dann entscheiden.

Einige Mausklicks später habe ich die 500 Euro restlos verloren. Nach zwei Tagen. Immer wieder will meine Hand die Maus zum Programm-Icon führen und doppelklicken. Ein bisschen die Verluste reduzieren. Geht doch schnell. Na los.

Ich trinke keinen Alkohol, rauche nicht, nehme sonst keine Drogen. Süchtig bin ich nur nach Schokolade. Aber dieses Gefühl – na los, komm, nur noch ein Mal! – kommt mir bekannt vor: aus der Zeitung. Wenn Uli Hoeneß von seiner Börsensucht erzählt.

Dritter Tag. Ich lösche die Software. Erst nur die Verknüpfung auf dem Desktop, so ist sie aus den Augen. Dann das ganze Programm. ←



Einen hab ich noch auf Lager

→ Für den Konsumenten wird das Einkaufen immer einfacher: Ein paar Klicks, und wenig später klingelt der Postbote. In den Lagern der Onlinehändler aber ist es eine logistische Großleistung, dass jedes Produkt zum Käufer kommt, mal ganz abgesehen von den vielen Päckchen, die zurückkommen. ←



Alles oder nichts

Es ist sehr bequem, im Internet zu bestellen – es hat aber auch Folgen: Unsere Daten werden selbst zu Produkten, und Händler, die nicht online sind, gehen pleite. Über Segen und Fluch von Onlinehändlern wie Amazon

Text: Andreas Pankratz

→ Technisch gesehen war es keine große Meisterleistung, eine Seite zu entwickeln, die es Kunden ermöglicht, mit nur einem Klick ein Buch, eine DVD oder CD zu kaufen. Trotzdem ließ sich Amazon das Verfahren 1999 patentieren. Seitdem müssen Käufer aller anderen Onlinehändler in den USA die Maustaste mindestens zweimal drücken, bevor das Päckchen auf den Weg geschickt wird. Trotz Protesten von Konkurrenten und Netzaktivisten gilt das Patent nach wie vor. Es spiegelt das Bestreben wider, es den Käufern so leicht wie möglich zu machen, an ihre Produkte zu kommen. Beides hat seine Schattenseiten.

Innerhalb weniger Jahre errichtete Amazon-Gründer Jeff Bezos mit seinem unerschütterlichen Glauben an die wirtschaftliche Sprengkraft des Internets einen Konzern, der die Einkaufsgewohnheiten von Millionen Menschen verändert hat. Allein in Deutschland setzte Amazon im Jahr 2012 fast sieben Milliarden Euro um, 20 bis 30 Millionen Deutsche sollen schon mal auf dem Portal eingekauft haben. Alle paar Wochen sprießt irgendwo auf der Welt ein neues Lagerhaus aus dem Boden.

Doch warum ist das Unternehmen überhaupt so erfolgreich? Amazon gilt als schnell und relativ günstig, und es hat ziemlich viel Auswahl. Und während klassische Versandhändler aus der Katalog-Ära die Entwicklungen des Onlinehandels verschlafen haben, peitscht Firmenchef Bezos seinen Konzern mit dem absoluten Bestreben nach Innovation voran. Erst kürzlich hat er angekündigt, in naher Zukunft Päckchen mit Minidrohnern zum Kunden bringen zu wollen. Vom Lager zur Haustür sollen dann nicht mehr als 30 Minuten vergehen.

In seinem Buch „The Everything Store“ erzählt der US-amerikanische Wirtschaftsjournalist Brad Stone von einem „Alexandria-Projekt“, das sich Bezos vorgenommen hatte, als es noch vor allem um Bücher ging. Je zwei Exemplare von allen Büchern, die jemals erschienen waren, sollten in einem Amazon-Lager vorgehalten werden. Das klingt biblisch wie die Geschichte der Arche Noah, doch christliche Nächstenliebe trauen die wenigsten Amazon zu. Im öffentlichen Ansehen kommt der Online-Riese hierzulande schlecht weg. Gewerkschaften werfen ihm miese Arbeitsbedingungen vor und fordern seit Jahren mehr Gehalt. Ausgerechnet zu Amazons Hauptgeschäftszeit vor Weihnachten erreichte der Protest den bisherigen Höhepunkt: Hunderte Lagerarbeiter in Deutschland ließen die Päckchen über viele Tage in den Regalen und traten in Streik. Amazon hat den Forderungen nicht nachgegeben, der Arbeitskampf soll sich dieses Jahr fortsetzen.

Legal, aber moralisch fragwürdig versteuert das Unternehmen die Einnahmen aus seinem zweitwichtigsten Markt hinter den USA nicht etwa beim deutschen Staat, sondern in Luxemburg – zu einem viel geringeren Steuersatz. Und schon immer waren Kritikern die Unmengen von Kundendaten ein Dorn im Auge.

Buchhandel in Gefahr

Als Amazon 1995 mit dem Versand von Büchern begann, gab es viel Beifall: Menschen, die weit vom nächsten Buchladen entfernt wohnten, jubelten, dass sie nun sogar seltene Bücher ganz leicht bekommen konnten. Viele Autoren waren froh, im Sortiment zu sein, und Verlage erhofften sich mehr Unabhängigkeit von den bestsellerfixierten Buchhandelsketten, die unverkaufte Bücher gern zurückschicken, ohne selbst ein Risiko einzugehen. Doch die Euphorie verflog rasch. Denn mit der Zeit fiel Amazon immer mehr ein, die Verlage zu marginalisieren und seinen Anteil an den Buchverkäufen zu erhöhen. So begann der Konzern, den Verlagen weitere Gebühren zu berechnen - etwa für Lagerkosten oder Maßnahmen, bestimmte Bücher zu promoten. Gerade kleine Verlagen bekommen inzwischen oft weniger als die im Buchhandel üblichen 50 Prozent vom Verkaufspreis. Manche sehen sich dadurch kaum noch in der Lage, Autoren vernünftig zu bezahlen, geschweige denn qualitätsvolle Manuskripte zu entdecken. Schließlich brachte Amazon noch das Lesegerät Kindle heraus und dazu eine Vielzahl eigener E-Books und wurde so vom Vertriebspartner zum direkten Konkurrenten der Verlage, die in der Machtfülle von Amazon mittlerweile eine Bedrohung für das Kulturgut Buch sehen. Die Frage sei nicht mehr, ob Amazon schlecht für die Buchindustrie sei, schrieb neulich das US-Intellektuellenblatt „New Yorker“ - sondern ob Amazon dem Buch als solchem schade.

Aus beruflichen Gründen ist Thilo Weichert kürzlich auf amazon.de gegangen. Was dann passierte, erstaunte den Leiter des „Unabhängigen Landesentrums für Datenschutz“ Schleswig-Holstein. „Das Erste, was die Seite angezeigt hat, war eine Buchempfehlung über Datenschutz. Ein sehr spezielles Buch sogar, zu einem Thema, mit dem ich mich gerade beschäftigt hatte. Beweisen kann ich das nicht, aber es ist plausibel, anzunehmen, dass Amazon sämtliche Aktivitäten seiner Kunden im Netz auswertet.“ Und anscheinend nicht nur seiner Nutzer.

Über seine Geschäftspraktiken gibt der Konzern nur sehr spärlich Auskunft. Schon lange kein Geheimnis ist aber, dass Amazon so viele Daten seiner Kunden wie möglich zu Marketingzwecken verwendet: Die Chronik der Einkäufe, Sucheingaben und sogar die Cursorbewegung auf der Seite werden gespeichert und als Grundlage für Einkaufstipps he-

„Es macht nicht wirklich Spaß, auf Amazon zu verkaufen“, sagt ein Branchenkenner

rangezogen, die dann noch Wochen später auf dem Bildschirm auftauchen. Zu gern würden Weichert und seine Mitarbeiter Amazon und andere Giganten des Internet-Zeitalters wie Facebook und Google in ihrem Eifer bremsen. „Die Gerichte haben uns das aber im wahrsten Sinne des Wortes aus der Hand geschlagen“, sagt der Datenschützer. Im vergangenen Jahr erklärte das schleswig-holsteinische Obergericht, im Fall Facebook sei das deutsche Recht nicht anwendbar und die Behörden nicht zuständig. Denn seine europäische Zentrale betreibt Facebook in Irland. Ähnliches dürfte auch für Amazon gelten.

Für viele Nutzer scheint der persönliche Datenschutz jedoch weniger wichtig zu sein als der Komfort, den Amazon bietet. Seine Kunden sollen branchenübergreifend die treuesten sein, wie eine repräsentative Studie der Uni Bamberg kürzlich ergeben hat. „Amazon hat es wirklich extrem einfach gemacht, zu bestellen und die Ware zurückzuschicken, wenn sie nicht funktioniert oder nicht gefällt“, sagt Peter Höschl, dessen Portal „shopanbieter.de“ sich als Forum für den E-Commerce etabliert hat. Höschl ist seit

den 90er-Jahren im Onlinehandel tätig und stellt eine bedrohliche Entwicklung fest: Wenige große Unternehmen wachsen prächtig, während kleine Anbieter stagnieren.

Tausende kleine und mittelgroße Händler nutzen Amazon als Marktplatz, um ihre Waren zu verkaufen. Das Unternehmen verdient mit den Geschäften seiner Partner durch Provision einen Gutteil seines Umsatzes - und auf neue Ideen kommt es auch. „Es macht nicht wirklich Spaß, auf Amazon zu verkaufen“, sagt Höschl. Es heißt, dass das Unternehmen auch die externen Verkäufe genau analysiert, gut laufende Produkte in das eigene Sortiment aufnimmt und die kleinen Verkäufer durch einen niedrigeren Preis langfristig ausbootet.

Für manche Händler ist Amazon mittlerweile der wichtigste Vertriebskanal. Allein wegen der Sichtbarkeit in Suchmaschinen gebe es keine andere Wahl, als unter den Mantel des Branchenprimus zu schlüpfen. So bleibt am Ende für viele Konkurrenten die fatalistische und vermeintlich einzige Erkenntnis: Man kann nicht mit Amazon, und man kann nicht ohne. ←

6,5 Prozent

der in einer Studie befragten Onlinehändler verkaufen die an sie zurückgeschickte Ware in einem Outlet. Bei 29 Prozent wird die Ware recycelt.

71 Prozent

der befragten Händler reparieren die Ware und schicken sie zurück an die Kunden.

Etwa ein Drittel

des Umsatzes mit Büchern, CDs und anderen Medien wie DVDs in Deutschland wird heutzutage über das Internet gemacht.



Schreib doch ein Buch

Heute gibt's Zensur: Der App Store ist ein riesiger Marktplatz, aber alles darf da noch lange nicht verkauft werden. Über Apples schwieriges Verhältnis zu manchen Apps

Text: Jan Bojaryn

→ Manche Dinge gibt es im App Store von Apple einfach nicht. Den Bürgerkrieg in Syrien etwa oder Fließbandarbeit in China. Nachrichten, Bücher und Videos landen ungefiltert auf dem iPhone. Aber für eine App sind die Themen zu kontrovers. Auch wenn sie respektvoll und vorsichtig präsentiert werden.

Beim Blick in den App Store merkt man von der Firmenzensur wenig. Der Marktplatz ist riesig. Die Auswahl wirkt grenzenlos. Über eine Million Apps sind erhältlich, viele davon sind schlecht. Man könnte glauben, da darf jeder rein.

Aber genau das stimmt nicht. Am eigenen Leib zu spüren bekam das Ben Poynter. Der Student und Künstler aus Nevada schuf „In a Permanent Save State“. Das Spiel ist so sperrig wie sein Titel – es handelt von chinesischen Fließbandarbeitern, die Selbstmord begingen. Die Namen aller Personen und Arbeitgeber wurden geschwärzt, aber die Anspielung auf Foxconn bleibt erkennbar. Die chinesische Firma stellt elektronische Geräte für viele Konzerne her, auch für Apple. Das wollte Poynter kommentieren: „Das iPhone ist ein brillantes Gerät.

Aber die Art, wie es hergestellt wird, ist problematisch.“ Direkte Kritik an Foxconn oder gar an Apple übt er gar nicht. „Ich wollte keine Aussage treffen, die platt genug für einen Autoaufkleber ist.“ Poynters App flog innerhalb einer Stunde aus dem App Store. Apple wertete sie als direkte Kritik an Institutionen – und die ist im Marktplatz verboten. Ärgerlich, aber kein Weltuntergang für Poynter. Sein Kunstspiel hat viel erreicht. Der Rauschmiss brachte Aufmerksamkeit. Geld verdienen wollte Poynter gar nicht, er hat das Spiel immer gratis angeboten.

Andere Medien haben einen hohen kulturellen Status

Andere Zensuropfer wurden härter getroffen. Littlecloud war eine Spielefirma aus England. Ihr Titel „Sweatshop HD“ stand wochenlang im App Store. Das Spiel sollte vor allem aufklären, wie Kreativdirektor Darren Garrett erläutert: „Spieler müssen selbst einen Sweatshop leiten. So wollten wir sie dazu bekommen, über die komplexen Mechanismen dahinter nachzudenken.“ Beim Spielen begreift man, dass der Teufel im System steckt: Die Textilfabrik hat weder Zeit noch Geld für gute Arbeitsbedingungen. Eines Tages wurde Apple darauf aufmerksam, dass man in „Sweatshop HD“ auch Kinder anheuern kann, und warf das Spiel raus. „Wir haben versucht, ihnen zu erklären, dass wir gut recherchiert hatten, dass wir keine einfachen Antworten geben.“ Apple gab nicht nach, „Sweatshop HD“ blieb draußen. Einer von vielen harten Schlägen für Littlecloud. Das Unternehmen ist heute pleite.

Hätten die Entwickler es wissen müssen? Zwar hat Apple Richtlinien für den App Store veröffentlicht. Aber eindeutige Verstöße der Spiele lassen sich kaum erkennen. Nur ganz am Anfang des Dokuments steht ein merkwürdiger Satz: „Wir sehen Apps anders als Bücher oder Songs.“ Wer beispielsweise eine Religion kritisieren oder über Sex aufklären wolle, der solle lieber ein Buch schreiben.

Warum dürfen Bücher und Songs, was Apps nicht dürfen? Apple erwähnt Kinderschutz. Aber muss man Kinder vor Politik schützen? Und warum werden viele gewalttätige Apps nicht rausgeschmissen? Ein merkwürdiges Bild: Andere Medien haben einen hohen kulturellen Status, Apps nicht – zumindest nicht in den Augen der Firma, die Geld mit ihnen verdient. Wenn aber Apple die intelligentesten Apps vor die Tür setzt, könnte der Marktplatz uninteressant werden, weil man manches nicht findet, was man sucht. ←

Diese Apps müssen draußen bleiben:

„Phone Story“ war eine Inspiration für viele Entwickler politischer Apps. Satirische Minispiele beleuchteten den zerstörerischen Lebensweg eines Smartphones.

„Endgame: Syria“ handelte vom Bürgerkrieg in Syrien. Das Spiel war in der Kritik, weil es den Tod von Menschen trivialisierte. Als abstrakteres „Endgame: Eurasia“ durfte das Spiel dann doch in den Store – ohne einen einzigen direkten Bezug auf Syrien.

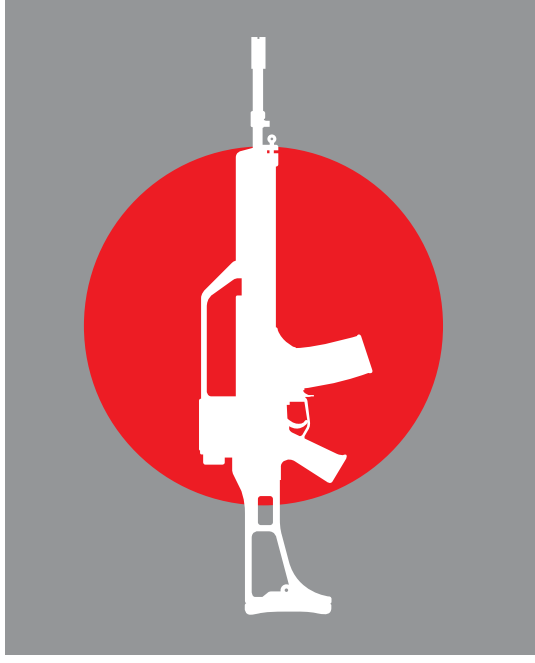
„Smuggle Truck“ machte sich über die strengen Einwanderungsbedingungen der USA lustig. Kaum hatte der Entwickler die Menschen im Spiel durch knuffige Tiere ersetzt, durfte das Spiel als „Smuggle Truck“ in den Store.

„Drones+“ ist kein Spiel. Wann immer unbemannte Fluggeräte der USA Menschen töteten, sollten die Nutzer eine Nachricht bekommen. Obwohl die App nur Nachrichtenmeldungen zusammenstellt, wurde sie rausgeworfen. Stein des Anstoßes war das Wort „Drohnen“ in Name und Beschreibung der App – unter dem sperrigen Titel „Metadata+“ ist sie jetzt wieder im Store erhältlich.

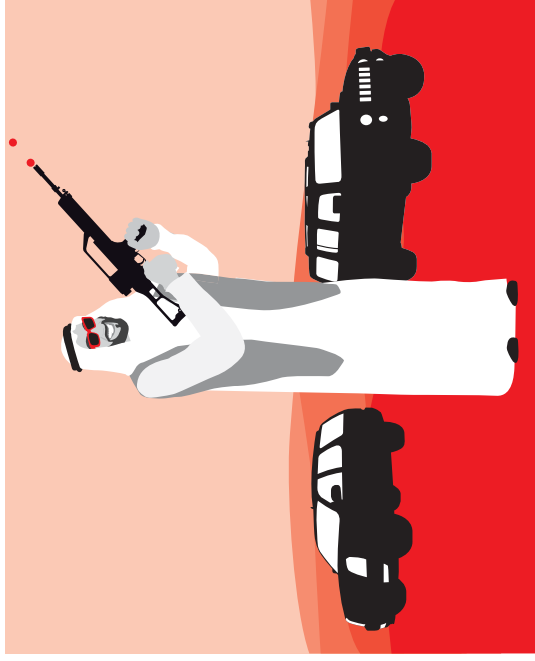
Vorsicht, explosiv!

Der Handel mit Waffen unterliegt strengen Gesetzen. Dennoch gelangen Panzer und Gewehre immer wieder dorthin, wo sie nicht hingelangen sollen. Ein Überblick über das, was geht und was nicht

Illustration: Ole Häntzschel; Text: Arne Semsrott



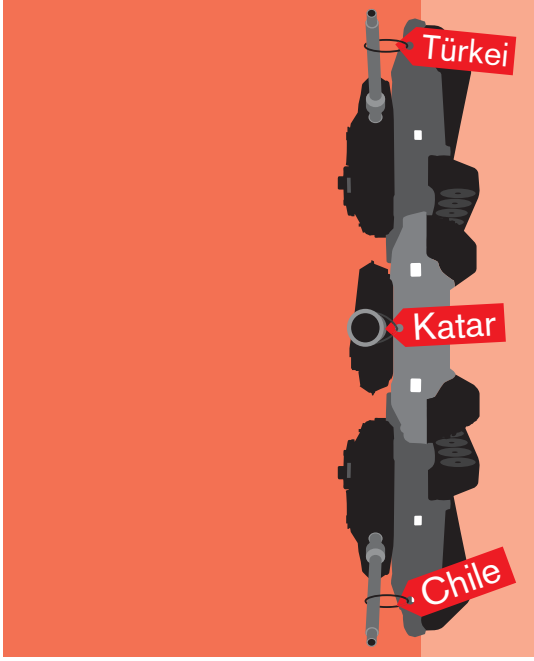
Das G36 ist eines der meistgenutzten Schnellfeuergewehre in Deutschland und stammt aus dem beschaulichen Oberndorf am Neckar, wo die Rüstungsfirma Heckler & Koch sitzt. Sie ist unter anderem Standardausrüster der Bundeswehr mit einem Jahresumsatz von 235 Millionen Euro (2012).



Heckler & Koch produziert seine Waffen nicht alle am eigenen Standort, sondern verkauft auch Herstellungs-Lizenzen, zum Beispiel nach Saudi-Arabien. Das autokratische Regime, berüchtigt für seine Menschenrechtsverbrechen, darf seit 2011 seine eigenen deutschen Kleinwaffen produzieren. Vorher musste es aber versichern, die Gewehre nicht an andere Länder weiterzuverkaufen.



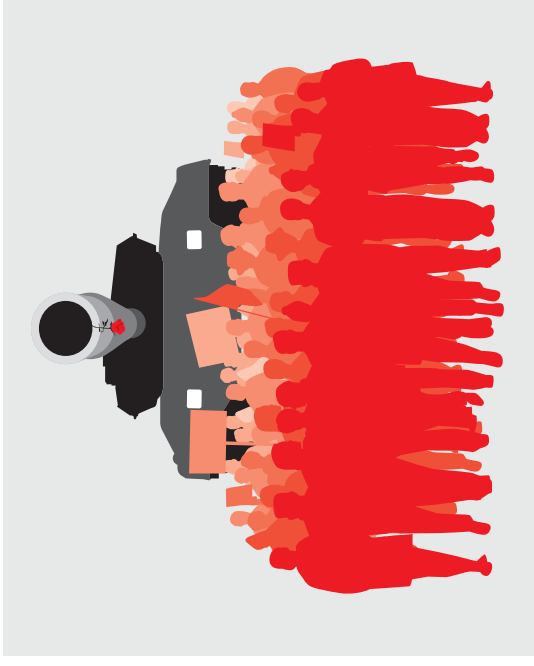
Saudi-Arabien bot das G36 allerdings schon auf einer internationalen Waffenmesse an. Auch in den Händen libyscher Rebellen tauchten die deutschen Waffen nach dem Fall von Diktator Gaddafi 2011 auf. Wie sie dorthin kommen, kann sich weder Heckler & Koch noch die Bundesregierung erklären.



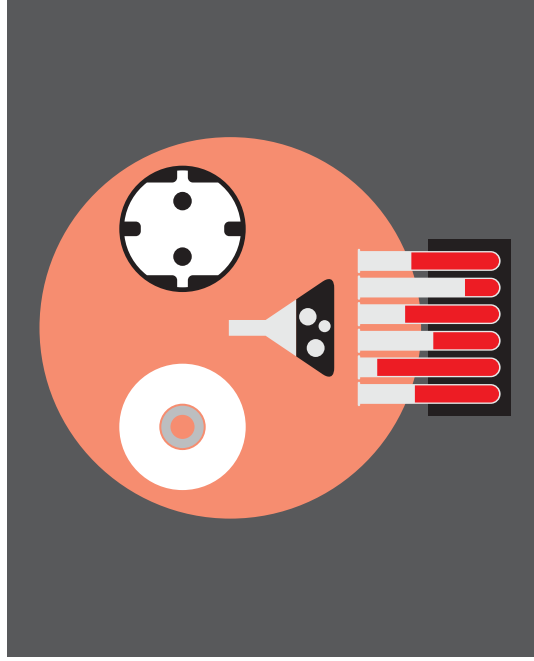
Europäischer Marktführer in der Produktion von Rad- und Kettenfahrzeugen ist das Rüstungsunternehmen Krauss-Maffei Wegmann. Auch den Leopard-2-Panzer stellen die Münchner her. Ein echtes Erfolgsmodell, das in alle Erdteile exportiert wird. Auf der Website der Firma gibt es sogar einen „LEO-User-Club“ – hört sich eher nach einem Lego-Spielzeug an.



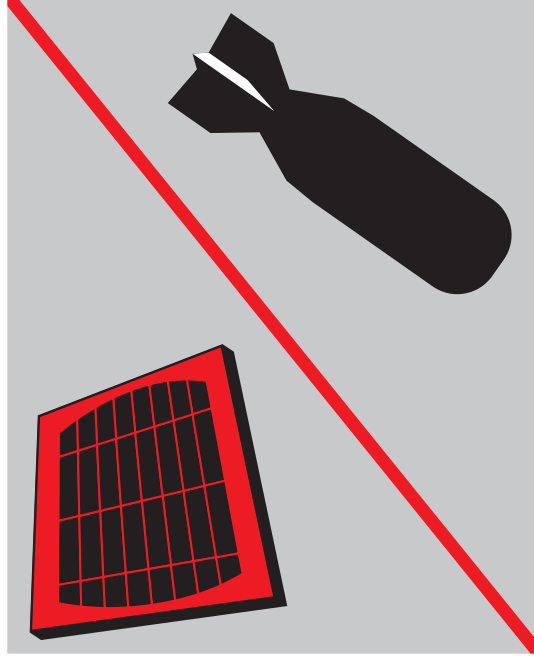
Alle Panzer- und andere Waffenverkäufe ins Ausland müssen vor dem Export aus Deutschland erst vom Bundessicherheitsrat abgenickt werden. Das Gremium, in dem neben der Kanzlerin unter anderem die Verteidigungsministerin und der Wirtschaftsminister sitzen, entscheidet über umstrittene Exportgeschäfte. Die Protokolle der Sitzungen bleiben geheim.



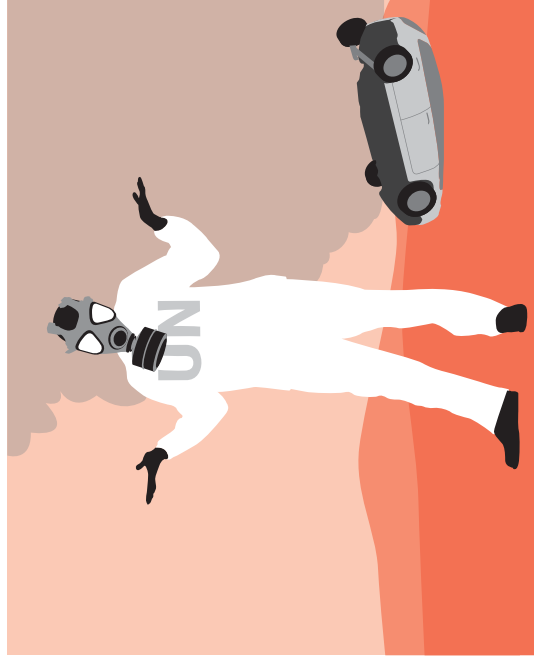
Der Panzer wurde in 16 Länder exportiert, darunter Chile, Griechenland, Türkei. Saudi-Arabien hatte 270 Leopard 2 bestellt, dann aber 2013 nach öffentlicher Kritik in Deutschland und einer durch die Bundestagswahl verzögerten Entscheidung über den Deal den Kauf annulliert. Kritik gab es vor allem an den Verkäufen nach Katar und Saudi-Arabien inmitten des Arabischen Frühlings, weil eine Variante des Leo als effektiv zum Einsatz gegen Demonstranten angesehen wird.



Sogenannte Dual-Use-Güter sind immer eine knifflige Sache. Produkte wie Computer-Software, Elektronik oder auch Chemikalien können für alltägliche, friedfertige Ziele eingesetzt werden oder auch im Krieg.



Deutschland exportiert auch viele Dual-Use-Güter. Noch 2011, als der syrische Bürgerkrieg schon voll im Gange war, exportierten deutsche Unternehmen Fluoride nach Syrien. Die Chemikalie kann man für die Produktion von Solarpanels nutzen, aber auch für die Herstellung von Giftgas.



Ob beim Giftgaseinsatz der syrischen Armee im August 2013, bei dem 1.400 Menschen getötet wurden, allerdings Stoffe aus Deutschland verwendet wurden, ist unklar. Wo Dual-Use-Lieferungen nämlich nach dem Export landen, weiß niemand.



Das Böse ist immer und überall

Silk Road ist so etwas wie die radikale Verwirklichung des freien Handels. Auf Internetmarktplätzen im verschlüsselten Darknet gibt es Sachen, die anderswo verboten sind – wie Waffen oder Drogen. Ein Blick in die Dunkelheit

Text: Andreas Pankratz

→ Ross William Ulbricht könnte sich perfekt in die Reihe der erfolgreichen Internet-Emporkömmlinge einreihen: jung, ehrgeizig, technisch brillant, millionenschwer, dabei unauffällig. Seine Online-Plattform „Silk Road“ wurde innerhalb einiger Monate zum Marktführer. Doch im Gegensatz zum Facebook-Gründer Mark Zuckerberg kann er sich nicht von der Welt als genialer Jungunternehmer feiern lassen: Heute sitzt Ulbricht im Gefängnis und wartet auf seinen Prozess. Am 1. Oktober vergangenen Jahres hat das FBI den 29-Jährigen und seine „Silk Road“ hochgenommen. Das Portal wurde abgeschaltet.

Von Januar 2011 an betrieb Ulbricht von zu Hause aus den bekanntesten Umschlagplatz für illegale Waren. Auf dem digitalen Schwarzmarkt tummelten sich Tausende Händler, rund 70 Prozent ihres Sortiments bestand aus Rauschmitteln jeglicher Art. Die Seite, deren Name auf die historischen Handelswege zwischen Europa und Asien anspielt, wurde in den Medien deshalb gerne mal als „Amazon für Drogen“ bezeichnet.

Ihren Stoff fanden die Interessierten aber nicht, indem sie Wörter wie Cannabis, LSD oder Kokain in die Suchmaschinen eintippten. Silk Road war ausschließlich über das sogenannte Darknet erreichbar, in das sich jeder Internet-Nutzer mit einer kostenlosen Software einwählen kann. Das Darknet ist so etwas wie die Schmutzdecke des Internets, dient jedoch auch als gut geschütztes Netzwerk für Dissidenten in autoritären Staaten. Die Daten der Nutzer werden verschlüsselt übertragen, Behörden können sie in der Regel nicht zu ihrem Ursprung zurückverfolgen. Drogendealer fühlen sich im Darknet relativ sicher, da auch der Geldtransfer meistens anonym über die virtuelle Währung Bitcoin abläuft. Auch Ulbricht fühlte sich sicher. Trotzdem schnappte ihn die US-Bundespolizei nach rund zweijähriger Undercover-Fahndung, weil er zuvor zu viele Spuren im ungesicherten Netz hinterlassen hatte.

Laut FBI haben die Händler auf Silk Road zwischen dem 6. Februar 2011 und dem 23. Juli 2013 insgesamt 1,2 Milliarden Dollar umgesetzt. Dabei war und ist das Portal nicht der einzige Anbieter seiner Art im Darknet. Manch einer hat sogar Waffen und gefälschte Papiere im Angebot.

Ein besonders schillernder und vergleichsweise kommunikativer Konkurrent

hiess Atlantis. Die Verantwortlichen beschäftigten einen Pressesprecher und haben im vergangenen Jahr sogar einen fröhlichen Werbespot auf Youtube geschaltet. „Worauf wartest du noch, probier es aus“, lautete die Botschaft. Im September war damit jedoch Schluss, die Seite ging vom Netz. Gut möglich, dass auch in diesem Fall den unbekannten Hintermännern US-Behörden auf der Spur waren.

Im Darknet herrscht das Gesetz der Straße: Hacker erbeuteten Millionen von Bitcoins

Trotz des Fahndungserfolges der US-Kollegen bei Silk Road ähnelt der Krieg gegen illegale Plattformen im Darknet dem Rennen zwischen Hase und Igel. Bereits wenige Wochen nach der spektakulären Verhaftung von Ulbricht in San Francisco war ein Nachfolger seines Portals online – gleiches Design, ähnlich großes Angebot illegaler Substanzen von Anbietern rund um den Globus. Die Verantwortlichen versprechen, dass der Verkauf sicherer ist als je zuvor. Im Forum der Silk Road 2.0 schwören sie Händler und Kunden auf den Kampf um ihre Selbstbestimmung ein und tönen großspurig: „Welcome back to freedom.“

Längst beschäftigt diese Form der Cyber-Kriminalität auch die deutschen Gesetzhüter. Im November letzten Jahres beschrieb Jörg Ziercke, Chef des Bundeskriminalamtes, die Online-Schwarzmärkte als eine der größten Herausforderungen des BKA. Ihre Strategie verrät die Behörde verständlicherweise nicht. Nur so viel: Man arbeite eng mit den USA zusammen.

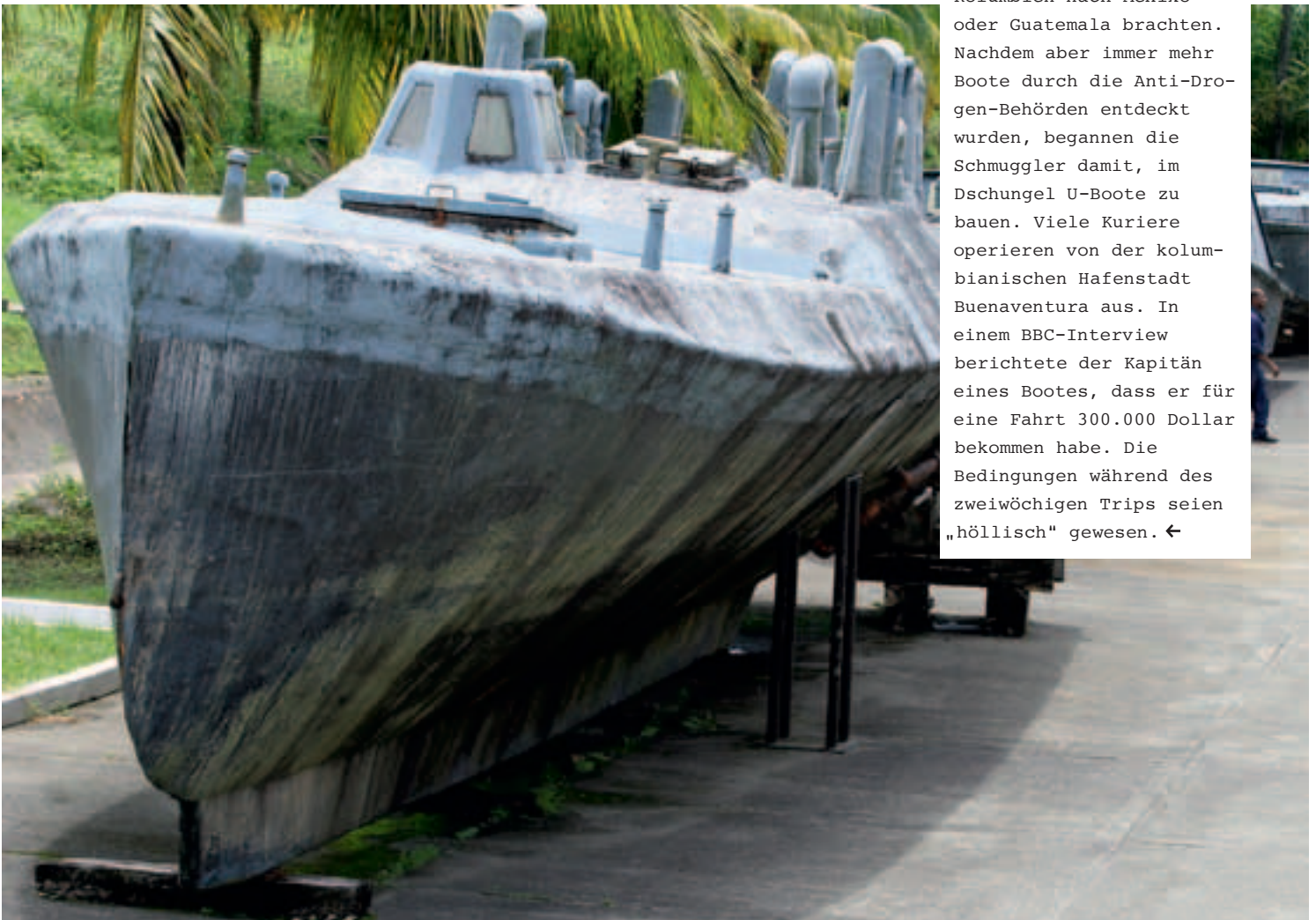
Ausgerechnet die einst vertrauenswürdigen Bitcoins werden möglicherweise zur Schwachstelle der digitalen Basare. Juristen und Computerspezialisten im Dienste des Staates arbeiten daran, die digitale Währung unter Kontrolle zu bekommen, damit Händler und Käufer illegaler Waren nicht ungestraft davon kommen.

Der Hype um Silk Road und andere Anbieter könnte noch aus einem anderen Grund schon bald enden: Unbekannte Hacker nutzten Mitte Februar einen Systemfehler aus und erbeuteten dabei eingezahlte Bitcoins der Käufer im Wert von 2,7 Millionen Dollar. Ernüchternd für die Kunden – aber auch für die Verantwortlichen des Portals, die das Geld jetzt immerhin erstatten wollen. ←



Selfmade-Submarine

→ Früher waren es vor allem Fischerboote, mit denen Kokainschmuggler ihre Ware etwa von Kolumbien nach Mexiko oder Guatemala brachten. Nachdem aber immer mehr Boote durch die Anti-Drogen-Behörden entdeckt wurden, begannen die Schmuggler damit, im Dschungel U-Boote zu bauen. Viele Kuriere operieren von der kolumbianischen Hafenstadt Buenaventura aus. In einem BBC-Interview berichtete der Kapitän eines Bootes, dass er für eine Fahrt 300.000 Dollar bekommen habe. Die Bedingungen während des zweiwöchigen Trips seien „höllisch“ gewesen. ←





Ein Schiff wird kommen

→ 130,9 Millionen Tonnen Fracht wurden 2012 im Hafen von Hamburg umgeschlagen. Die „Hamburg Port Authority“ (HPA) der Stadt Hamburg ist Eigentümerin des überwiegenden Teils der Hafengrundfläche. Der Hamburger Hafen, dessen Ursprünge auf das 9. Jahrhundert zurückgehen, hat erheblich zur Entwicklung Hamburgs als Handelsmetropole beigetragen. ←

Die Herrschaft der Container

Wenn Russen weniger iPads kaufen, geht es Arbeitern in Hamburg schlecht. Besuch in einem Hafen, der von der Welt abhängt

Text: Felix Dachsel

→ Revolutionen beginnen immer damit, dass sich Menschen über etwas ärgern. Diese Revolution beginnt damit, dass der Amerikaner Malcom McLean aus North Carolina in einem Lkw seines Speditionsunternehmens sitzt und sich darüber ärgert, wie lange es dauert, den Lkw zu entladen: Alles muss einzeln von der Ladefläche. Stück für Stück. Es ist das Jahr 1937.

Dann kommt der Zweite Weltkrieg. McLean sieht, wie die US-Armee ihr Material transportiert: in großen, einheitlichen Kisten. Das gefällt McLean, gute Idee. Im Jahr 1955 verkauft er seine Anteile an der Spedition, er kauft eine Reederei. Er lässt Schiffe umbauen. Sie können jetzt riesige Container laden. Das Revolutionäre ist, dass sich Container einfach und schnell umsetzen lassen. Vom Wasser aufs Land, vom Schiff auf den Lkw, vom Lkw auf die Schiene.

Am 26. April 1956 verlässt das erste Containerschiff, die „Ideal X“, Port Newark in New Jersey. Das ist die Containerrevolution.

Knapp 50 Jahre später ist die Revolution Vergangenheit, der Container hat die Weltherrschaft übernommen, zumindest die Weltherrschaft der Logistik. An einem Freitag sitzt Uwe Köhler, Hemd und gute Krawatte, an seinem Schreibtisch in Hamburg, eine Karte der größten Häfen der Welt hängt hinter ihm: Schanghai, Singapur, Shenzhen, Hamburg auf Platz 14.

Auf dieser Karte sieht es aus, als stünden die Häfen dieser Welt in einem Wettbewerb wie Fußballvereine: Die Zahl der Container, die sie jährlich umschlagen, bestimmt den Platz in der Tabelle. Was auch irgendwie stressig klingt: Alles muss immer wachsen, alles muss größer und schneller werden.



„Ohne den Container hätte es keine Globalisierung gegeben“, sagt Uwe Köhler. Wenn er sein Büro verlässt, über die Brücke, am Wasser entlang, dann sieht er die Containerstapel im Hamburger Hafen, bunt wie Legosteine, aufgetürmt wie Spielklötze. Köhler arbeitet für die Hamburger Hafen und Logistik AG, die sich HHLA abkürzt, gesprochen: Hala. Die HHLA nimmt Schiffe in Empfang, ent- und belädt sie, fährt Container durch den Hafen, lädt sie auf Lkw und Züge. Die HHLA ist eine Macht im Hamburger Hafen. Aber sie ist abhängig von der Weltwirtschaft, dem internationalen Strom der Waren.

An diesem Freitag, an dem Uwe Köhler in seinem Büro in Hamburg sitzt, nimmt die „Jules Verne“, ein Schiff der Reederei CMA CGM, Kurs auf den Ärmelkanal, 18 Knoten schnell, Kurs 60 Grad. Die „Jules Verne“ ist 394 Meter lang. Man kann sagen: so lang wie vier Fußballfelder. Wenn das hilft. Eines der größten Containerschiffe der Welt, 16.200 Standardcontainer (TEU). Sie ist in Ningbo in China gestartet, dann Schanghai, Xiamen, Hongkong, Chiwan, Yantian, Port Kelang in Malaysia, Tanger in Marokko. In jedem Hafen kommen ein paar Container runter, ein paar Container rauf. Sie muss noch nach Southampton, dann nach Hamburg. Sie fährt eine Linie ab, sie hat ihren Fahrplan, wie ein Bus, Fahrzeit: 77 Tage. Doch an diesem Wochenende wird sie Probleme bekommen.

Uwe Köhler hat auf seinem Bildschirm eine Grafik geöffnet. Sie zeigt die Entwicklung der Häfen in Rotterdam, Hamburg und Antwerpen. Kurven, die nach oben gehen. Im Jahr 2009 haben die Kurven eine Delle. Die Grafik zeigt die Chance. Sie zeigt, wie wichtig der Hafen für Hamburg ist: Er wächst und gehört zu den größten drei Containerhäfen Europas. Die Delle zeigt die Gefahr. Wenn es der Weltwirtschaft schlecht geht, geht es dem Hafen schlecht. Und wenn es dem Hafen schlecht geht, geht es Hamburg schlecht. Der Dominoeffekt. Wie 2009.

Es begann damit, dass Banken in den USA zweifelhafte Immobilienkredite vergaben, 2008 stürzte die Bank Lehman Brothers, dann stürzten andere Banken, dann brach weltweit der Konsum ein. Dann kaufte man in Osteuropa zum Beispiel weniger iPads. Und wenn man in Osteuropa weniger iPads kauft, dann müssen weniger Schiffe von Schanghai nach Hamburg fahren und weniger Züge von Hamburg nach Prag. In China hörte man auf, neue Container zu produzieren. In Hamburg hatten die Mitarbeiter der HHLA plötzlich viel Freizeit. Der Hamburger Hafen hat sich bis heute nicht vollständig von der Krise erholt. Und den Reedereien geht es weltweit schlecht. Sie schmieden Bündnisse, unterbieten sich in ihren Preisen.

Es ist Sonntag, 15.49 Uhr, als die „Jules Verne“ in einen schweren Sturm gerät. Sie sollte jetzt eigentlich schon in Hamburg sein. Aber sie fährt im Ärmelkanal zickzack. Die britische Behörde hat eine ernste Wetterwarnung herausgegeben. Die „Jules Verne“ entscheidet sich, vor dem Hafen von Southampton zu warten, bis das Wetter besser wird. Das sind die Feinde der Container: amerikanische Immobilienkrisen und schwere Stürme. Wobei sich Stürme leichter bewältigen lassen. Der Kapitalismus ist vom Kapitalismus bedroht, weniger vom Wetter. Zwei Tage später zieht ein Schlepper die „Jules Verne“ in den Hafen.

Wenn sich Uwe Köhler erinnert, wann er das letzte Mal ein Schiff in Hamburg einlaufen sah mit verbeulten und zerstörten Containern, dann holt er ein Foto von 2006 aus der Schreibtischschublade: Ein Unwetter hatte die Container zerquetscht – als seien sie Schuhkartons. Aber lange her. Kommt nicht mehr oft vor. Die Container haben die Häfen der Welt sicherer gemacht. Sie gehen fast nie verloren, weil sie registriert und nummeriert sind und geortet werden können. Und bei der Arbeit im Hafen verletzen sich heute viel weniger Menschen als damals, vor der Containerrevolution. Was auch daran liegt, dass jetzt Maschinen und Computer die meiste Arbeit machen.

Am Terminal Altenwerder fahren die Container ferngesteuert auf AGV, „Automatic Guided Vehicles“, sie sehen aus wie Lkw ohne Führerhäuser. Eine Software gibt die Kommandos.

Container bringen die Realität fremder Länder mit. Ferne Probleme gibt es nicht mehr

Die AGV helfen mit, dass der Kakao bei Katharina Herzog ankommt. Sie steht in einer Lagerhalle im Hamburger Hafen, sie hat sich eine Signalweste angelegt. Vor ihr ein Berg von Kakaobohnen, graue, schwarze, rote, goldene, die guten Bohnen sind braun. Wenn sie einen Kollegen sieht, dann sagt sie „Moin“.

Katharina Herzog hat BWL studiert, seit sieben Jahren arbeitet sie für das Hamburger Unternehmen Cotterell. Cotterell lagert: Kakaopulver, Kakaobohnen, Kakaobutter. Die Container kommen aus der Elfenbeinküste, Indonesien, Ecuador, Ghana. Das Lager, in dem Katharina Herzog steht, ist eine der letzten Stationen eines langen Weges, der damit endet, dass wir in eine Schokoladentafel beißen. Und wir beißen in viele Schokoladentafeln: Durchschnittlich essen Deutsche etwa zehn Kilogramm im Jahr.

Wenn sich ein Journalist für ihre Arbeit interessiert, dann kommt es vor, dass Katharina Herzog wissen will, warum. Warum ausgerechnet Kakao. Kürzlich sei ein Journalist zu Besuch gewesen, der habe nach Kinderarbeit gefragt.

Das gehört auch zur Containerrevolution: Sie globalisiert Probleme. Container bringen die Realität fremder Länder mit. Ferne Probleme gibt es nicht mehr. Sollte es nicht mehr geben.

Es ist jetzt Dienstag, der Sturm im Ärmelkanal hat sich beruhigt, die „Jules Verne“ verlässt den Hafen von Southampton, sie hat ihren Fahrplan geändert, erst Bremerhaven, dann Hamburg. Pero Hempel ist schlecht gelaunt, er hat Schnupfen. Im ersten Moment ist er das Klischee eines grimmigen Seebären, doch je länger er von den alten Zeiten erzählt, auf die später zurückzukommen ist, desto mehr muss man ihn mögen.

Pero Hempel ist Kapitän der „Bugsier 5“, ein kleines Schiff, ein Schlepper, der Containerschiffe in den Hafen zieht, er liegt am Anleger Neumühlen, gegenüber der großen Terminals, an einer Promenade, an der sich teure Bürowürfel reihen. In diesen Büros gibt es: viel Glas, viel Blick auf den Hafen, viele Konferenztische und Menschen, die gelangweilt über ihre Smartphones wischen. Das ist das neue Hamburg: exklusiv und stylish, aber nicht weit vom Hafendreck. Nicht alle mögen das. Das neue Hamburg können sich nur wenige leisten.

Auf der „Bugsier 5“ machen sich bereit: ein Kapitän, ein Ingenieur, ein Matrose und ein Schülerpraktikant. Der Schülerpraktikant wird vor allem lernen, dass die Zukunft der Seemänner schlecht ist.

Pero Hempel stellt seinen Kaffee zwischen Steuerknüppeln und Knöpfen ab. Hempel ist 60, fünf Jahre bis zum Ruhestand. Das Schiff „Andromeda“ der Reederei CMA CGM nähert sich dem Hafen, 363 Meter lang, 11.356 Container. Sie hat im Hafen von Le Havre gewartet, als der Sturm über den Ärmelkanal fegte. Wenn die „Andromeda“ voll beladen ist und man ihre Container auf Lkw lädt, dann können die Lkw einen Stau von Hamburg fast bis nach Hannover verursachen, 138 Kilometer lang. Fremdenführer mögen diesen Vergleich. Touristen schütteln den Kopf, wenn sie das hören: Ist ja verrückt. Das gibt es doch nicht.

Und sie schütteln den Kopf, wenn sie hören, dass es günstiger ist, einen Rotwein auf einem Schiff von Australien nach Hamburg zu fahren als einen Weißwein aus dem Rheingau im Lkw nach Hamburg. Oder wie viel es kostet, ein iPad von Schanghai über die Weltmeere nach Hamburg zu bringen: zehn Cent. Oder wie teuer es ist, ein T-Shirt auf demselben Weg zu transportieren: einen halben Cent.

Das alles, weil ein Mann aus North Carolina 1937 in seinem Lkw saß und sich ärgerte.

Die „Bugsier 5“ legt ab. Der Kapitän sieht die „Andromeda“, eine Silhouette im Dunst. Er fährt ihr entgegen, wird sie in den Hafen ziehen, ihr dabei helfen, sich mehr als 90 Grad zu drehen und am Terminal rückwärts einzuparken. „Das ist wie Busfahren“, sagt Kapitän Hempel. Routine. Was erst wie eine Pointe klingt. Aber wenn er erzählt, was er vorher gemacht hat, 20 Jahre lang, dann versteht man, dass es keine Pointe ist. Er war Bergungstaucher, er zerschnitt und schweißte havarierte Schiffe. Am Meeresgrund, halber Meter Sicht, er musste fühlen und tasten. Dann war ihm das genug, er hat sich in den Hafen versetzen lassen. Im Hafen ist es ruhig.

Auf der „Andromeda“ steigt jetzt ein Lotse zu. Er hilft dem Kapitän bei der Einfahrt in den Hafen. Der Lotse nimmt per Funk Kontakt mit der „Bugsier 5“ auf. „Vier Strich Backbord“, „Fünf halbe Backbord“, „Langsam voraus.“ Die „Bugsier 5“ zieht die „Andromeda“ an einem Stahlseil zum Terminal, die Besatzung bleibt cool, als sei das eine Hafenrundfahrt, Kapitän, Ingenieur, Matrose. Der Matrose, noch in der Ausbildung, greift zum Fernglas und schaut hoch zur „Andromeda“.

Kapitän, Ingenieur, Matrose unterhalten sich über die alten Zeiten. Als die Seefahrt noch romantisch war. Das ist vorbei. Jetzt herrscht Zeitdruck und Lohndumping. Wenn ein Schiff in Hamburg anlegt, dann fahren die Seemänner per Shuttlebus ins „Duckdalben“, den Seemannsclub im Hafen. Sie trinken ein Astra und skypen mit ihrer Frau.

Matrose und Kapitän reden über den Schülerpraktikanten: Er muss noch ein paar Knoten lernen. Sie reden über die Containerbrücken an Land, die früher mal aus Deutschland kamen und die heute die Chinesen bauen. Die „Andromeda“ liegt jetzt an der Kaimauer. Sie wird betankt. Riesige Greifarme schnappen sich Container für Container, setzen sie an Land, ihre Nummer wird geprüft. Die Weltherrschaft der Container, das ist eine Abfolge sehr schneller und präziser Arbeitsschritte.

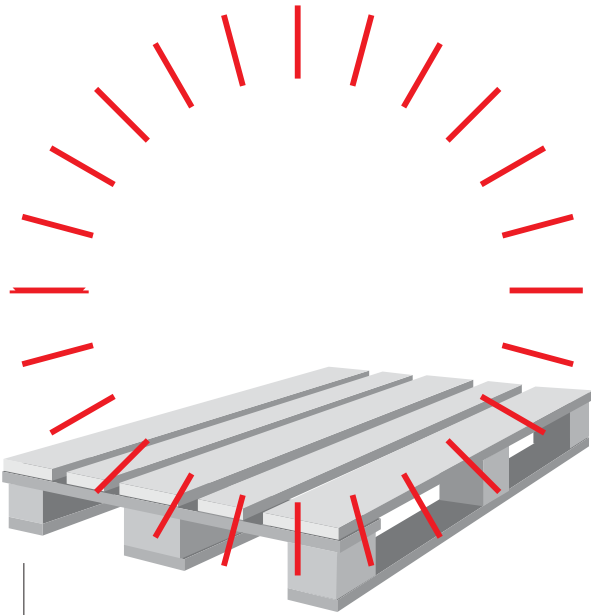
Der Lotse funkt an die „Bugsier 5“: „Dann sag ich schönen Dank, ihr habt das ganz prima gemacht.“

„Jou“, sagt Kapitän Hempel, „auch prima gemacht.“ ←

Die Kuh im Tunnel

→ Wohl nirgendwo auf der Welt gibt es so viele Schmugglertunnel wie im Gazastreifen. Das palästinensische Autonomiegebiet grenzt im Norden und Osten an Israel, im Westen ans Mittelmeer und im Süden an Ägypten. Dort ist auch der einzige Übergang, der nicht direkt von Israel kontrolliert wird. Seit der Machtübernahme der militanten Gruppe Hamas blockiert Israel den Gazastreifen, wodurch viele Waren nicht mehr zur dortigen Bevölkerung gelangen. Um die massiven Einfuhrbeschränkungen zu umgehen, wurden zwischen Ägypten und Gaza rund 1.000 geheime Tunnel gebaut. Durch manche werden Ziegen und Kühe geschleust, durch andere fahren sogar Autos. Schätzungen gehen davon aus, dass die rund 1,7 Millionen Einwohner von Gaza einen großen Teil ihres Warenbedarfs über die Tunnel decken. Weil auch Raketenteile durch die Röhren geschmuggelt werden, hat Israel bereits Hunderte von ihnen zerstört. Auch die Ägypter sehen in den Tunneln eine Gefahr, denn Terroristen könnten sich dadurch zwischen den Gebieten frei bewegen. Als Gegenmaßnahme hat Ägypten viele der Tunnel geflutet. ←





Aus dem Nichts

Transport, Lagerung, Ein- und Ausfuhr: für einen Produzenten oft nerviger Kram. Daher schlägt die Stunde der Zwischenhändler, die Milliarden verdienen, obwohl sie nichts Eigenes anzubieten haben. Über ein verschwiegene Gewerbe

Text: Christian Litz

→ Aus dem Aufzug in den vierten Stock, durch einen langen Gang über pflegeleichten Boden in beleuchtete Spaceship-Atmosphäre. Immer geradeaus zwischen weißen Wänden. Links und rechts kleine Büros, offene Türen. „Guten Morgen“ von links, „guten Morgen“ nach rechts, ritualisiert, freundlich. Der Mann, der vorangeht, schreitet in einen Konferenzraum. Sein Name darf nicht genannt werden. Die Firma auch nicht. Das ist ihm wichtig. Händler wie er reden nicht gern. Müssen sie ja auch nicht, sie haben ja keine Marken, für die sie beim Endkunden werben müssen. Sie müssen einfach nur da sein und verdienen.

Die Firma ist eine Firma zwischendrin. Sie ist groß, erfolgreich, sie macht laut Geschäftsbericht etwa 200 Millionen Euro Gewinn im Jahr. Aber sie produziert nichts, sie entwickelt nichts, sie verkauft nichts in Läden. Sie ist nur ein Händler.

Der Mann legt eine laminierte, zeichenblockgroße Infografik auf den Konferenztisch. Sie hat viele waagerechte rote und blaue Balken. Die roten kommen von rechts, die blauen von links. Irgendwo treffen sich die beiden Farben. Mit dieser sogenannten „Incoterms-Übersicht“ wird er gleich die Geschäfte des Unternehmens, das weltweit Chemikalien einkauft und an andere Firmen verkauft, erklären.

Beeindruckende Geschäfte sind das: Knapp zehn Milliarden Euro betrug der Umsatz im vergangenen Jahr. In einer Liste der umsatzstärksten deutschen Familienunternehmen rangiert man recht weit vorn – neben Firmen, die ähnlich viel Umsatz machen, aber wesentlich mehr Mitarbeiter haben.

Große Summen, aber wenig Mitarbeiter, das ist typisch für Handelsfirmen (siehe Kasten) und zeigt: Mit Handel wird oft mehr verdient als mit der personalintensiven Produktion. Die Firmen müssen sich nicht mal ein Image aufbauen, sie müssen nicht um Käufer werben. Bei unserer Beispielfirma in dem großen weißen Bürogebäude schmälern keine Kosten für Werbung den Gewinn.

Die Firma gehört einem Kaufmann. Im Geschäftsbericht steht er als alleiniger Aktionär. Den muss es geben, weil die Firma eine Aktiengesellschaft ist und ihre Zahlen veröffentlichen muss. Obwohl das, wenn alle Aktien einem Mann gehören, etwas eigenartig wirkt. Sein Vater hat die Firma übernommen und groß gemacht.

In den weißen Bürogebäuden wird mit Chemikalien, die andere herstellen, gehandelt: Düngemittel, Pflanzenschutzmittel, Arzneimittel, Lebensmittelzusatzstoffe, sogenannte Vorprodukte, also Grundstoffe, die andere weiterverarbeiten. Zum Beispiel Melamin, das in Trinidad und Tobago eingekauft und an Firmen, die Küchenarbeitsplatten, Teppiche, Polstermöbel oder feuerfeste Kleidung herstellen, weiterverkauft wird.

Der Mann, der darauf besteht, dass sein Name und der der Firma nicht genannt werden (sonst wird er das lukrative Geschäft zwischendrin nicht erklären), antwortet nun auf die sich wie von allein stellende Frage: Warum verkaufen Konzerne wie DuPont, Dow Chemical, Bayer oder BASF ihre Produkte nicht einfach selber? Sie würden doch ohne Zwischen-

Wenn der Produzent selbst verschickt, ein- und auslädt und die Ware auch noch versichert, kann das ziemlich teuer werden

händler mehr verdienen. „Je später ein Hersteller verkauft, desto mehr verdient er. Aber dann hat er auch ein größeres Risiko und höhere Kosten. Wenn Sie auch noch am Amazonas im hintersten Dorf eine einzelne Flasche verkaufen wollen, wird die Flasche sehr teuer.“ Manche Konzerne haben Fabriken, die immer ausspucken, die man nicht einfach abstellen kann. Sie benötigen Händler, die kaufen, lagern, Risiken tragen. Im Gegenzug verzichten sie auf die letzten 20 Prozent.

Wenn der Produzent das, was er hergestellt hat, selbst verschickt, versichert, es auf ein eigenes Schiff lädt, es wieder auslädt, es mit Lkw transportiert, wieder lagert und weiterliefert bis zum Kunden – dann hat er auch höhere Kosten und Risiken. Es kann sich also für ihn lohnen, einiges davon an den Zwischenhändler abzugeben.

Und jetzt schnell ein Blick auf die Incoterms-Grafik: Der blaue Balken kommt von links, vom Produzenten. Blau heißt, der Hersteller trägt die Kosten und das Risiko. Rechts wird der Balken rot. Das heißt: Risiko und Kosten liegen beim Käufer. Aber eben nur auf einer ganz kleinen Strecke, knapp einem Zehntel des Balkens.

Handelsfirmen erkennt man daran, dass sie hohe Umsätze haben und wenige Angestellte

Auf Rang sechs der Liste der größten Familienunternehmen Deutschlands steht **Marquard & Bahls**: Die Firma aus Hamburg hat **8.560 Mitarbeiter, macht über 18 Milliarden Euro Umsatz** mit dem Handel von Erdöl und Gas, dazu betreibt sie Tankstellen für Schiffe in Häfen und für Flugzeuge auf Flughäfen. Das Unternehmen gehört der Familie Weisser. Marquard & Bahls heißt sie, weil Theodor Weisser 1947 den Firmenmantel von den gleichnamigen Herren kaufte.

Die Helm AG gehört Dieter Schnabel, macht **knapp zehn Milliarden Euro Umsatz, hat 1.414 Mitarbeiter**. Der Chemiehändler liegt auf Rang 15 der umsatzstärksten deutschen Familienunternehmen.

Neumann, 2.200 Mitarbeiter, 2,26 Milliarden Euro Umsatz mit Kaffeehandel. Das Hamburger Familienunternehmen hat einen Anteil von zehn Prozent am Weltkaffeehandel. Keiner ist in der Branche größer. Starbucks ist ein Großkunde. Neumann Kaffee gehört wirklich Familie Neumann.

Biesterfeld, 733 Mitarbeiter, knapp eine Milliarde Euro Umsatz mit Chemiehandel. Gehört der Familie Biesterfeld.

All diese Firmen stehen in der Liste zwischen Unternehmen, die ein Vielfaches an Mitarbeitern haben - bei etwa gleichem Umsatz.

„Zwischenhändler sein ist eine Rechenaufgabe, eine firmenpolitische Entscheidung“, sagt der Mann ohne Namen. „Wir haben uns hier in den 80er-Jahren gefragt: Mensch, wo bleiben wir denn, wenn die Firmen das jetzt alles selber machen wollen?“ Die Angst ist aber nur kurz gekommen. Denn wer rechnet, kommt schnell darauf, dass es sich lohnt, wenn er nicht alle Schritte bis zum Kunden übernimmt, sondern manches abgibt. Es ist für einen Hersteller mühsam, auch noch die letzten 20 Prozent zu verdienen.

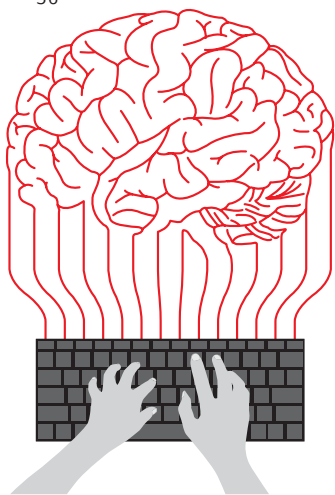
Womit kann man Geld verdienen? Der Zwischenhändler zählt eine Liste auf: Transport, Verpacken, Veredeln von Halbfertigfabrikaten, Versicherung von Waren und Transport, Finanzierung mithilfe der Banken oder: Lagern, Qualitätskontrolle, Packlisten, Frachtbriefe, Verzollen.

Und jetzt kommt der große Trick: Der Händler lagert gar nicht wirklich, transportiert nicht, verpackt nicht, inspiziert nicht, veredelt nicht. Das machen Dienstleister für ihn. Der Händler hat ja keine Tanks in den Häfen, die mietet er. Schiffe hat er auch nicht, dafür gibt es Reedereien. Zoll ist auch anstrengend, da heuert der Händler jemanden an, der sich kümmert. Und so weiter: Er ist der Koordinator, der alles überblickt. Seine Fachleute wissen, wer welchen Job übernehmen kann. In vielen Abteilungen der großen Firma arbeiten heute mehr Wissenschaftler, Biologen, Apotheker, Ernährungswissenschaftler als Kaufleute.

Wieder durch den langen hellen Gang. Noch einmal fasst der Zwischenhändler zusammen: „Güter beschaffen, wo sie verfügbar sind, und dahin bringen, wo sie gebraucht werden. Es geht um das Bewegen von Gütern und Dienstleistungen.“ Und dann plötzlich kommt etwas, das dem bisher Erklärten widerspricht, das etwas völlig Neues ist: „Wir sind im Kopf Händler, keine Produzenten, aber wir beteiligen uns inzwischen an Produktionsanlagen, damit wir immer Zugriff auf Produkte haben. Aber nur mit Minderheitenbeteiligungen.“

Der Aufzug kommt. „Früher war es einfacher“, sagt er noch.

Aber früher hat die Firma ein paar Milliarden weniger im Jahr umgesetzt. ←



Nichts bieten lassen

Wollt ihr mich für dumm verkaufen? Wenn man auf der Auktionsplattform Ebay etwas verkauft oder kauft, erfährt man ganz schön viel Privates – Anatomie einer Transaktion

Text: Christoph Schultheis

→ Es war einfach soweit, diesen Surfanzug aus Neopren endlich mal loszuwerden. Gekauft hatte ich ihn vor Jahren nicht für Maui oder Sylt, sondern für eine Kostümparty. Seither hing das Ding unbenutzt und – weil ich nicht mal mehr reinpasse – vorwurfsvoll im Schrank. Also bei Ebay eingeloggt, Fotos gemacht und hochgeladen, Artikelbeschreibung zusammengestoppelt – und los!

Danach passiert ja erwartungsgemäß lange nichts. Gelangweilt klicke ich durch mein eigenes Profil: seit 2002 bei Ebay, 26 Beurteilungen, alle positiv. Dass Ebay eigentlich mehr über mich weiß, lässt die

Rubrik „Mein Feed“ erahnen, wo mir ein buntes Sammelsurium an Dingen angeboten wird, von denen das weltgrößte Online-Auktionshaus aufgrund meiner früheren Besuche annimmt, dass sie mich interessieren. Kein Wunder: Ebay merkt sich, wenn man nicht ausdrücklich widerspricht, jeden Klick seiner vielen Millionen Nutzer. Und weil die dafür verantwortlichen Cookies meine „Nutzererfahrung“ vor allem „schneller“, „einfacher“, „bequemer“ und „effizienter“ machen, rät Ebay mir sogar, „diese zuzulassen“.

Dass Ebay meine Daten allerdings nicht nur mir zuliebe in seinen riesigen Serverfarmen in den USA speichert, steht – wenn auch recht vage – im Kleingedruckten. Dort ist viel von „Dienstleistern“ und „Drittanbietern“ die Rede. Außerdem habe ich bereits mit der Anmeldung mein Okay gegeben, dass Ebay in bestimmten Fällen bestimmte Infos über mich sogar an „Strafverfolgungs- oder andere Behörden oder Dritte“ weitergeben kann.

Bis Ende Oktober 2010 hieß es an derselben Stelle noch konkreter, dass meine personenbezogenen Daten „soweit erforderlich, ... zur Abwehr von Gefahren für die staatliche und öffentliche Sicherheit“ übermittelt werden können. Da denkt inzwischen wohl jeder an die NSA. Doch ob meine Ebay-Daten wirklich beim US-Geheimdienst landen, ist umstritten. Ein Interview mit Peter Schaar, bis Mitte Dezember 2013 Datenschutzbeauftragter der Bundesregierung, wurde im vergangenen Jahr so interpretiert; Ebay-Chef Devin Wenig dementierte jedoch wenig später vehement. Als Tatsache gelten kann, dass die NSA in der Vergangenheit mit Ebay-Daten sogar deutschen Behörden bei der Terrorabwehr geholfen hat. Immerhin: Bei Ebay heißt es am Ende der langen, langen Datenschutzklauseln: „Diese Einwilligungserklärung kann ich jederzeit ... hier widerrufen.“ Klickt man hier, kommt man allerdings auf die Seite „Ebay-Konto kündigen“.

Ich will jetzt aber lieber erst mal meinen Neoprenanzug verkaufen. Und da ist, zwei Stunden vor Auktionsende, auch schon das erste Gebot: ein Euro, was sonst? Der Bieter, nennen wir ihn bello321*, hat seit 2012 weit über 100 Bewertungen eingesammelt: „Schnelle Zahlung. Gerne wieder.“ Das Übliche. Von Ebay erfahre ich außerdem, dass bello321 aus Salzgitter kommt, mit eigenen Verkäufen – vor allem

Hundebücher, aber auch Plastikefeu und Reitzubehör – bislang 436,66 Euro verdient hat und laut Artikelbeschreibung in einem „Nichtraucher-Hundehaushalt“ lebt, wo der Kleiderschrank „aus allen Nähten“ platzt. Deshalb also wohl die vielen aktuell angebotenen T-Shirts in Größe M mit „sehr süßen“ Aufdrucken und BHs in Körbchengröße 75/80 C.

Als ich gerade anfangen wollte, mir wie ein Stalker vorzukommen, beruhigt mich Ebay: „Die meisten Ebay-Mitglieder lesen

Plötzlich weiß ich mehr, als ich eigentlich wissen will

das Bewertungsprofil anderer Mitglieder, bevor sie mit diesen handeln.“ Keine Ahnung, ob sich die meisten Ebay-Mitglieder mit den Profilinfos dann auch bei Google und Facebook umschauchen. Ebay verbietet das quasi. Trotzdem könnte ich mir nach einer kurzen Online-Suche fast sicher sein, zu wissen, um wen genau es sich bei bello321 handelt (inklusive Familienstand, Wohnadresse, Handynummer, Hobbys usw.). Doch bevor ich mir ein noch umfassenderes Bild des zukünftigen Besitzers meines Surfershortys machen kann, wird bello321 überboten. Den Zuschlag, 2,17 Euro, erhält drei Sekunden vor Auktionsende eine Pädagogin aus Mecklenburg-Vorpommern, die 2010 mit ihrem Lebensgefährten an der christlichen Schule, an der sie arbeitet, ein Kinderprojekt ins Leben gerufen hat, bei dem... Doch halt: Auch das darf ich, im Gegensatz zu Ebay, ja eigentlich alles gar nicht wissen. Aber mir ist das ja auch egal. ←

*) Name geändert

Mit Schrott Geld verdienen? Geht nicht nur bei Ebay. Ein Stück über echte Schrotthändler auf fluter.de/handel

III. Was Handel mit uns macht

Und jetzt alle zusammen

→ Der Schnäppchenjäger ist ja seit einigen Jahren auf dem Vormarsch. Angefeuert von Werbekampagnen kennt mancher keine Rücksicht, wenn es darum geht, sich die besten Angebote zu sichern. Unser Bild zeigt den Ansturm bei der Eröffnung eines Elektronikmarktes. Auf die Plätze, fertig, los. ←



Support your local dealer

→ Wer in den Innenstädten kleinere Läden sucht, wird immer seltener fündig. Große Unternehmensketten, die mit einem riesigen und oft billigeren Angebot aufwarten, haben Konjunktur. Und leider dazu beigetragen, dass es in vielen Städten öde aussieht. Dagegen steht die Bewegung „Support your local dealer“, die die Konsumenten daran erinnert, dass sie mit ihrem Verhalten dazu beitragen können, das zu ändern. ←



→ Es gab in Uetersen einen Angelladen, der war ein Paradies für jeden Angler. Ist noch gar nicht lange her.

Man konnte hineingehen, Dinge anfassen und ausprobieren, mit dem Händler fachsimpeln. Der Laden war das, was man selbstständigen stationären Einzelhandel nennt: Er gehörte nicht zu einer Kette, er hatte keinen Online-Ableger, er war einfach ein kleiner Laden. Irgendwann aber stellten immer mehr Kunden bloß noch Fragen, um dann, tipptopp beraten, zu Hause im Internet auf Schnäppchenjagd zu gehen. Das war das Ende des Angelladens. Wo er seine Türen schloss, bietet kein Händler mehr etwas an. Weder Gratistipps noch Güter gegen Geld. Dort ist jetzt: Leerstand.

Und nicht nur dort. Es hat ja einen Grund, dass es in der Stadtverwaltung etwas gibt, das sich Leerstandsmanagement nennt. Erfunden hat es Meike Koschinski, 56, zuständig für Wirtschaftsförderung. Das Management bedeutet im Wesentlichen, leer stehende Objekte anzupreisen. Außerdem versucht Koschinski, Zwischennutzungen anzuschieben: Lokale Künstler sollen in gerade unbenutzten Geschäften ausstellen. Eine Win-win-Situation, könnte man meinen. Aber Uetersen ist nicht Berlin. Also sind überall Schaufenster, durch die man ins staubige Nichts sieht, daneben zugeklebte oder verhängte Ladenfronten. Meist ist noch auszumachen, was dahinter mal war: ein Feinkostgeschäft, ein Juwelier, eine Tierhandlung. In manchen Fenstern hängen Werbeschilder von Maklern. In anderen hängt gar nichts mehr.

Viele Leute in Uetersen sagen: Uetersen ist tot.

Uetersen liegt nicht am Ende der Welt, sondern im Speckgürtel von Hamburg, 30 Kilometer nordwestlich der Metropole. Das ist gut, weil die Nähe zu einer Großstadt eine kleine Stadt attraktiver macht. Das ist schlecht, weil die Nähe zu einer Großstadt einer kleinen Stadt die Luft abdrückt. Jedenfalls wenn's ums Geschäft geht. In der Großstadt gibt es alles und von allem mehr. Allein schon durch die großen Ketten, die Kundschaft anlocken, von denen der kleinere Einzelhandel drumherum profitiert. Uetersen mit seinen gut 18.000 Einwohnern ist für Unternehmen wie Saturn oder H&M, die junge Kundschaft interessieren könnten, zu klein, nur ein weißer Fleck auf der Filialnetzkarte. Supermärkte sind auch Kundenmagneten, essen muss ja jeder. Aber die werden heute auf der grünen Wiese gebaut, auch in Uetersens Umland. Parken ist dort einfacher, alles ist so praktisch. Meike Koschinski aber kämpft weiter für die Innenstadt. Einkaufen, sagt sie, bedeute doch auch, andere Menschen zu treffen, sich auszutauschen.

Uetersens Stadtkern bildet seit 1981 eine Fußgängerzone nahe dem Marktplatz. Seinerzeit waren diese konsumorientierten Flaniermeilen sehr en vogue. 33 Jahre später ist für Leute, die es billig und bequem wollen, und für eine Generation, die übers Internet shoppt und schwatzt, so ein Ort sehr von gestern. Erst recht, wenn er aussieht wie Uetersen.

2008 gab die Stadt ein Einzelhandelsgutachten in Auftrag. Unter anderem kam heraus, dass das Zentrum städtebaulich nicht einladend sei. Das war zwar schon vorher jedem klar, niemand schwärmte vom Charme der Fußgängerzone. Aber nun war es sozusagen offiziell als Aufruf zum Handeln formuliert. Passiert

Eine Frage der Leere

Der Goldschmied, der Herrenmodeladen, das Tabakgeschäft, der Buchhändler: Wo sind denn alle geblieben? Unsere Autorin hat ihre Heimatstadt besucht und ist dort durch eine ziemlich leere Fußgängerzone gegangen. Über das Sterben des Einzelhandels

Text: Katrin Weber-Klüver

ist seitdem: nichts von Bedeutung. Die Stadt Uetersen ist pleite. Sie kann bestenfalls Workshops zum Ideenaustausch initiieren. Zum Beispiel zu „PACT“, einem schleswig-holsteinischen Gesetz von 2006. PACT steht für „Einrichtung von Partnerschaften zur Attraktivierung von City-, Dienstleistungs- und Tourismusbereichen“. In manchen Kommunen wird schon paktiert, in Uetersen fühlt man sanft vor, wie belastbar die Zielgruppe ist. PACT bedeutet nicht zuletzt, dass Immobilienbesitzer, und dazu gehören viele alteingesessene Einzelhändler, für kollektiv beschlossene Verschönerungen wie neue Gehwege zur Kasse gebeten werden.

Die Uetersener Fußgängerzone bildet das Mittelstück einer über Jahrzehnte von Handel und Gewerbe geprägten Straßenachse, die über eineinhalb Kilometer von der Altstadt Richtung Osten bis zum Industriegebiet führt. An diesem Ostrand liegt das Haushaltswarenfachgeschäft Heinz Lembke. Seit über 60 Jahren bekommt man hier praktisch alles – vom Vertikutierer bis zur Vase; Beratung sowieso. Weiß auch jeder, jedenfalls, wenn er Haus und Garten hat.

Die Tristesse frisst sich ins Herz der Stadt: Leerstand am Marktplatz, neben Woolworth ein vernagelter Tabakladen

Mit einem zickigen Dampfkochtopf geht man zu Lembke, die ziehen einen neuen Dichtungsring aus einer ihrer Wunderschubladen, und alles ist wieder paletti.

Hat so viel Liebe zu Kram und Kundendienst Zukunft? Wie viele Menschen benutzen noch Dampfkochtöpfe? Wer kauft sein großes Kaffeeservice noch vor Ort? Statt in Hamburg. Oder im Internet. Wer kauft überhaupt noch ein großes Kaffeeservice? Und werden die, die heute jung sind, wenn sie sich eines Tages doch für Geschirr statt für Smartphones interessieren, noch in Haushaltswarenfachgeschäften gehen? Statt in Shoppingcenter. Oder ins Internet.

Selbstständige stationäre Einzelhändler sind traditionell Familienunternehmen. Sie haben keine vor Kreativität krachenden Namen, sie heißen nach ihren Gründern: In Uetersen kauft man Fotoapparate und Zubehör bei Lavorenz, Spiele bei Wientapper, Betten bei Behrens und so weiter. Manche dieser Geschäftsleute haben ihre Nachfolge geregelt. Bei anderen fehlt es an interessierten Erben und potenziellen Käufern; vor allem wenn die Läden dringend modernisiert und die Immobilien komplett saniert werden müssten. Und dann muss es ja auch noch eine Nachfrage geben. Eine echte Nachfrage. Das Modehaus Behr, gegründet 1834, schaffte vier Generationswechsel, bis es 2007 schließen musste. Es gab keine Nachfolger, aber eben auch keine überwältigende Nachfrage. Trotzdem hinterließ diese Geschäftsaufgabe in der Stadt einen Phantomschmerz. Heute vermissen Leute Behr, die bei Behr nie gekauft haben.

Einzelhandel ist harte Arbeit, man muss wissen, welche Kundschaft man anpeilt, Zeit und Geld investieren, damit sie kommt, und noch mehr, damit sie bleibt. Das weiß auch Nina Reinhold, 37, Chefin von Pittis Jeans. Pittis Jeans hört sich nach Kette an, ist aber ein Familienunternehmen, nur dass hier ein Vorname Pate steht. Pittis hat das Männersegment rausgeschmissen – brachte nicht genug. Auch die Zeiten, in denen der Laden unter Teenagern

angesagt war, sind lange vorbei. Heute konzentriert sich das Angebot auf erwachsene Frauen. Man müsse die Kuh melken, die ertragreich sei, sagt Reinhold. So umgarnt Pittis seine Kundinnen mit Mailings und Modenschauen. Persönliche Ansprache ist das Pfund, mit dem Einzelhändler wuchern können. Reinhold sagt, die Geschäfte liefen gut.

Mitte der Nullerjahre machten sich zwei junge Frauen selbstständig, die eine mit einem Feinkostladen, die andere mit einer Weinhandlung. Das erweiterte die Uetersener Angebotspalette. Beide Läden fanden ihr Publikum. Allerdings nicht genug. Natürlich gibt es in Uetersen Leute mit Geld und Geschmack. Aber wenn schon, dann kann man ja auch gleich nach Hamburg fahren, um sich mit Delikatessen einzudecken. Oder Wein im Internet bestellen. Der Feinkostladen gab auf, die Weinhandlung nicht. Doch auch neun Jahre nach der Eröffnung kann die Betreiberin Sabine Handschuh von dem, was der Laden abwirft, nicht leben. Sie hat keine Angestellten, der Job ist Selbstaussbeutung. Es hilft ihr über Sinnkrisen hinweg, dass sie ihn so gern macht. Und dass ihre Familie sie unterstützt.

Handshuhs Laden hat eine gute Lage am Marktplatz, kostenlose Parkplätze vor der Tür. Die Geschäfte links und rechts jedoch stehen leer, eines seit Herbst 2012. Obwohl die Mieten fallen.

Jenseits dieser besten Lagen sieht es noch prekärer aus. In der unwirtschaftlichsten Ecke der Fußgängerzone gab gerade ein billiger Klamottendiscounter auf, wenig später eröffnete der nächste. Gegenüber existiert seit Ewigkeiten das Kaufhaus Woolworth. Das ist keine exklusive Adresse, aber als der Woolworth-Konzern vor ein paar Jahren ins Trudeln geriet, hatte man in Uetersen furchtbare Sorge. Woolworth ist für Uetersener Verhältnisse ein Frequenzbringer. Wenn der Betonklotz leer stehen würde – nicht auszudenken. Ohnehin frisst sich die Tristesse ins Herz der Stadt: Leerstand am Marktplatz, und auch neben Woolworth ist ein ehemaliger Tabakladen vernagelt, zwei Häuser weiter hat ein Lebensmittelladen aufgegeben, wieder zwei Häuser weiter wurde eine Goldschmiede geschlossen. Daneben: ein Modediscounter, eine Fußpflege, eine Änderungsschneiderei. An diesem östlichen Ende der Fußgängerzone offerierte bis 2006 das elegante Modegeschäft Münster Designerware, es kam erlesene Kundschaft, sogar Prominenz aus Hamburg. Jetzt nutzt ein Nagelstudio die Räume, auf den Scheiben prangt fette Werbung für Acrylauffüllungen. Trading down nennt man das: Es gibt eine Abwärtsspirale mit billigen und noch billigeren Läden.

Ein paar Hundert Meter weiter, in der kleinen, feinen Altstadt am Ortsrand, halten sich ein paar alteingesessene Restaurants und Geschäfte. Eines ist die Buchhandlung Schröder. Karin Kersten hat sie 1982 von ihrer Mutter übernommen. Goldene Zeiten. Heute gibt es Onlinehändler. Weil außerdem das Internet ja alles weiß, kauft auch niemand mehr Lexika, Wörterbücher, Ratgeber, einst Broterwerb einer Buchhandlung. Karin Kersten ist jetzt 66 Jahre alt, sie muss langsam über ihre Nachfolge nachdenken. Strotzend vor Zuversicht ist sie nicht. Auf Stellenausschreibungen bekommt sie Bewerbungen ausgebildeter Buchhändler aus dem ganzen Land. Aber wer will noch ein Geschäft auf eigenes Risiko führen? In dieser Branche! In Uetersen!?

Uetersen, das bedeutet übrigens „äußerstes Ende“.

Aber Uetersen ist überall. ←



Schrei nicht so

→ Wohl nirgendwo wird hektischer gehandelt als an der Börse. Beim sogenannten Parketthandel rufen sich die Aktienhändler die Preise gegenseitig zu oder geben sich Handzeichen, dass sie mit dem Kauf einverstanden sind. Auf Französisch heißt diese Art des Spektakels auch Criée-Handel (criée bedeutet zugerufen). ←

Und das soll gerecht sein?

Immerhin gerechter als früher: Wie der faire Handel die Welt oder zumindest unsere Läden verändert

Text: Sabrina Gaisbauer

→ Hat es Qualität? Sieht es gut aus? Macht es was her? Werde ich beneidet? Schmeckt es gut? Das waren so Fragen, die sich Konsumenten lange Zeit vor dem Kauf von Produkten stellten. Mittlerweile sind andere hinzugekommen, die immer wichtiger werden: Haben Menschen bei der Herstellung gelitten? Wurde die Umwelt belastet? Schädige ich meine Gesundheit? „Immer mehr Menschen befürworten, dass nachhaltige Produkte jenseits von Weltläden und Öko-Nische einen Platz haben sollen“, sagt Ulf Schrader, Experte für nachhaltigen Konsum an der TU Berlin.

Unter „fairem Handel“ versteht man die Idee, den ungleichen Machtverhältnissen in der globalen Wirtschaftskette entgegenzuwirken. In den USA fingen manche Organisationen schon in den 40er-Jahren an, Handarbeiten direkt bei den Produzenten in Ländern des Südens einzukaufen. Die Pioniere des fairen Handels in Europa waren Oxfam Trading (1964), die niederländische Stiftung S.O.S. (1973) und die Initiative Max Havelaar (1988); in Deutschland nahm der Verein TransFair 1992 seine Arbeit in der Siegelvergabe auf. Gefordert wurde der faire Handel auch von kirchlichen Jugendverbänden: Mehrere Tausend Menschen brachten diese 1970 in sogenannten „Hungermärschen“ auf die Straße, um die damalige Entwicklungspolitik zu kritisieren. Aus



ihnen gingen die Bewegung „Aktion Dritte Welt Handel“ und einer der europaweit größten Fairtrade-Importeure, die GEPA, hervor.

Mit katastrophalen Arbeitsbedingungen und Löhnen lässt es sich eben billiger produzieren – den Preis zahlen andere: Armut, Kinderarbeit, Krankheiten und Perspektivlosigkeit unter den Mitarbeitern werden verstärkt. Oft mangelt es an Importeuren, die bereit sind, dem Hersteller Sicherheiten zu bieten und mehr als das Nötigste zu zahlen – und an Vertrieben, die erkennen, dass man den guten Zweck vermarkten kann.

Fairer funktionieren soll es so: Kleinbauern organisieren sich in Kooperativen, der Importeur sucht sich unter ihnen langfristige Partner und zahlt für ihre Waren Mindestpreise sowie Aufschläge für die ökologische und soziale Entwicklung. Was mit dem Geld genau passiert und wie viele ihrer Orangensäfte und Fußbälle die Kooperativen überhaupt in den fairen Handel verkaufen wollen, entscheiden sie selbst. Natürlich gibt es Anforderungen an die Herstellung, aber wie ein Fairtrade-Bauer nun wirklich lebt, lässt sich nicht pauschal sagen. Auf den Markt kommen die Produkte am Ende über den Importeur und Großhändler – entweder in spezialisierte Weltläden oder in Supermärkte, wo sie sich das Regal mit der konventionellen Konkurrenz teilen.

Anders als „Bio“ war und ist „fairer Handel“ aber kein rechtlich geschützter Begriff. Alles darf sich so nennen. Label mit Standards und Wiedererkennungswert bieten sich an. Wie das bekannte grün-blau-

2012 setzte der faire Handel in Deutschland 650 Mio. Euro um

schwarze Fairtrade-Siegel von der Organisation Fairtrade International (FLO), bei der auch TransFair Mitglied ist. Ein Zertifizierer kontrolliert, ob die sozialen und ökologischen Standards eingehalten werden.

Laut dem Netzwerk „Forum Fairer Handel“ setzte der faire Handel 2012 in Deutschland 650 Millionen Euro um – ein Zuwachs von über 500 Prozent im Vergleich zu 2004. Mehr als drei Viertel dieser Produkte trugen 2012 das Fairtrade-Siegel; ihr Umsatz hat sich seit 2004 sogar verneunfacht. Der Marktanteil ist aber insgesamt noch gering, einzelne Produkte wie Bananen erreichen gut drei Prozent, Fairtrade-Rosen hatten 2012 immerhin einen

Marktanteil von knapp 20 Prozent.

Das Europäische Parlament hat Mitte Januar 2014 neue Regeln für das öffentliche Beschaffungswesen angenommen. Öffentliche Einrichtungen können in ihren Ausschreibungen, zum Beispiel fürs Catering, nun auch nachhaltig erzeugten Produkten aus fairem Handel oder Bio eine Chance geben – und müssen nicht unbedingt beim billigsten Anbieter zuschlagen.

Sind wir aber wirklich problembewusster geworden? Der Konsumsoziologe Kai-Uwe Hellmann, Privatdozent an der Helmut-Schmidt-Universität in Hamburg, ist da skeptisch. Man müsse bei Konsumenten und Lieferanten differenzieren: zwischen jenen, die wirklich bis ins letzte Detail prüfen, dass alles seine Ordnung hat – das sei eine Minderheit –, und jenen, die sich mit so viel begnügen, dass der Anschein gewahrt bleibt. „Bezüglich vieler Wertschöpfungsketten fehlt die konsequente Kontrolle.“ Auch Saphir Robert, Projektleiterin bei „Label Online“, sagt: „Vieles, aber nicht alles, wo ein Label drauf ist, ist gut. Man muss schon genau hingucken.“

So sind sogar die Siegel von FLO und der Rainforest Alliance in die Kritik geraten: Im August 2013 berichtete Arte in einer Dokumentation kritisch über Kooperativen in Costa Rica und der Dominikanischen Republik, über Ungleichheit und Armut unter den Bauern und das Elend von haitianischen Wanderarbeitern. FLO warf dem Filmemacher vor, komplexe Zusammenhänge und Informationen außer Acht gelassen zu haben.

Aber auch die FLO-Fairtrade-Kriterien selbst werden heiß diskutiert: Mischwaren wie Schokolade müssen nur noch zu mindestens 20 Prozent aus fair gehandelten Zutaten bestehen statt wie früher zu 50 Prozent. „Wir haben schwer mit uns gerungen, ob uns das noch reicht“, sagt Saphir Robert. „Dann haben wir uns aber entschieden, das Siegel gut zu bewerten, weil es keine Alternative zu dem Programm gibt und die Menschen dennoch profitieren.“ Der Kampf um das Wohlwollen des Verbrauchers ist hart. „Will ich strenge Nachhaltigkeit für wenige oder etwas gelockerte für viele?“, fragt Ulf Schrader von der TU Berlin. „Mein Wunsch ist, dass Fairtrade überflüssig wird – weil der Welthandel insgesamt fairer wird.“ ←



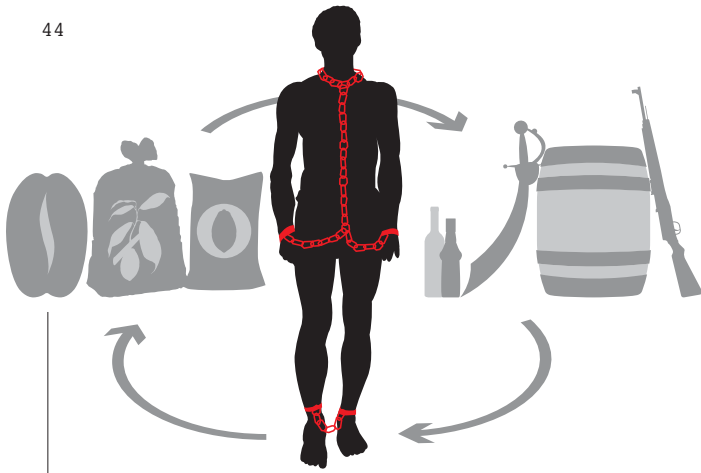
Sie stehen auf Fisch

→ Es gibt etliche Gründe, keinen Thunfisch zu essen: grausame Fangmethoden, Aussterben oder Schwermetallbelastung. Den Händlern auf diesem Thunfischmarkt in Japan ist das egal. Ihre Geschäfte laufen gut. ←



Lass knacken

→ Als 2007 vor der englischen Küste der Frachter „Napoli“ havarierte, gab es kein Halten mehr: Hunderte Bürger rannten zum Strand und plünderten die angeschwemmten Container. In einigen waren sogar Motorräder. ←



Der plötzliche Reichtum der Bürger von Nantes

Die Stadt an der Loire war einst die Hauptstadt des französischen Sklavenhandels. Jahrhundertlang zog man es vor, darüber zu schweigen

Text: Sascha Lehnartz

→ Im September 1763 verließ der 17-jährige Offiziersanwärter Joseph Mosneron-Dupin an Bord des Segelschiffs „Le Prudent“ den Nantes vorgelagerten Hafen von Paimbœuf an der französischen Atlantikküste. Das voll beladene Schiff segelte nach Bissau an die westafrikanische „Sklavenküste“, wo es im Januar 1764 anlegte. Zahlreiche portugiesische und englische Schiffe lagen dort schon vor Anker, auch ein weiteres aus Nantes, namens „Phoenix“, schreibt Mosneron in seinen Erinnerungen „Ich, Joseph Mosneron, Sklavenhändler aus Nantes“. Mosneron schildert ausführlich die zähen Verhandlungen mit dem König des Volkes der Papel, „dessen Macht über die Europäer, Tribut zu zollen und Gastgeschenke zu erbringen, anscheinend größer ist als über sein eigenes Volk“.

Da Teile der eigenen Ladung – insbesondere die Säbel und Flinten, die gegen Sklaven getauscht werden sollen – schon bei der Ankunft verrostet waren, zogen sich die Verkaufsgespräche über Monate hin. Die „Vorräte aus Frankreich“ gingen bereits zur Neige. In dieser „kritischen Position“ schreibt Mosneron, „entschied sich der 34 Jahre alte Kapitän James, die Schwarzen überteuert zu bezahlen“. Mit 140 Sklaven brach die „Prudent“ schließlich im April 1765 nach Martinique auf. Der Skorbut, eine Vitaminmangelkrankheit, „verschlang Schwarze und Weiße“, berichtet Mosneron über die Reise. Die überlebende „Ladung an Schwarzen“ wurde schließlich „mehr schlecht als recht“ auf dem Sklavenmarkt von Fort-Royal verkauft. Im Dezember 1765 erreichte der Teenager seinen Heimathafen wieder. Er wurde später selbst zu einem erfolgreichen Händler, der 1786 eine Firma gründete, die sich ganz auf den Sklavenhandel spezialisierte.

Erst drei Jahre nach seinem Tod 1833 wurde die Firma aufgelöst. Wie viele Händler aus Nantes hatte Joseph Mosneron ein Vermögen mit dem Sklavenhandel verdient.

Die Franzosen haben den Sklavenhandel nicht erfunden. Sie stiegen sogar erst relativ spät in das Geschäft ein, das innerhalb Afrikas und im Vorderen Orient seit mehr als 1.000 Jahren blühte. Nach der Entdeckung Amerikas im Jahre 1492 mussten die sich zu Kolonisatoren entwickelnden führenden Seemächte bald feststellen, dass es ihnen nicht gelang, genügend Arbeitskräfte für die Bewirtschaftung der neu eroberten, riesigen Landflächen zu mobilisieren. Die Lösung: Man besorgte sich Arbeitssklaven auf dem afrikanischen Kontinent. Vorreiter waren in diesem Metier die Portugiesen, die bereits im Laufe des 15. Jahrhunderts zahlreiche Handelsstationen an der afrikanischen Küste einrichteten und dort bei afrikanischen Menschenhändlern die Arbeitskräfte für ihre kolonialen Ambitionen einkauften. Spanier, Portugiesen, Briten und Holländer lieferten sich fortan einen Wettstreit um den Rang der vorherrschenden Kolonialmacht. Der Ausbau der Tabak- und Zucker-, Kaffee- und Kakaopflanzungen verlangte nach möglichst billigen Arbeitskräften.

Es dauerte bis ins 17. Jahrhundert, bis Frankreich es seinen europäischen Nachbarn gleichtat. Die Antillen-Insel Saint-Christophe wurde 1626 zur ersten französischen Kolonie in der neuen Welt. Guadeloupe, Martinique und der westliche Teil von Saint-Domingue (das heutige Haiti) folgten. Anfangs waren die Zahlen der schwarzen Zwangsarbeiter auf den Plantagen noch relativ gering. 1671 etwa hatten 47 Prozent aller Plantagenbesitzer auf Guadeloupe nur einen einzigen Sklaven. Zum einen lag das daran, dass die Farmer zu wenig Kapital hatten, um sich mehr Sklaven zu leisten. Zum anderen glaubte man, die benötigten Arbeitskräfte durch natürliche Fortpflanzung reproduzieren zu können. Dies

führte dazu, dass die Sklaven zunächst noch vergleichsweise gut behandelt wurden. Man achtete sogar darauf, dass die Transportbedingungen über den Atlantik nicht zu unmenschlich waren. Doch das änderte sich mit dem stetig steigenden Bedarf.

1685 legte man im „Code noir“ die rechtlichen Grundlagen der Sklaverei in den Kolonien fest. Ein Sklave erhielt darin denselben rechtlichen Status wie ein Möbelstück oder ein anderes bewegliches Gut. Statt auf den langfristigen Erhalt der Arbeitskraft setzte man nun auf schnelle Rentabilität. Die Bedingungen wurden immer härter, der Bedarf an Arbeitskräften stieg drastisch. Länger als zehn Jahre überlebte kaum ein Sklave die Arbeit auf den Plantagen.

Es ist diese Entwicklung, die den französischen Anteil am weltweiten Sklavenhandel in die Höhe treibt – und den französischen Hafenstädten am Atlantik goldene Jahre bescherte: Bordeaux, Le Havre, La Rochelle, Lorient, Saint-Malo und vor allem Nantes werden zu den wichtigsten Häfen für den französischen Sklavenhandel. In Nantes begann der sogenannte Dreieckshandel erst im Jahr 1688, aber binnen weniger Jahre entwickelte sich die Stadt an der Loire dann zur Hauptstadt des französischen „traite négrière“.

Zwischen 1707 und 1793 nahmen 41 Prozent aller französischen Expeditionen hier ihren Ausgang, zwischen 1707 und 1711 waren es sogar 75 Prozent. Der Vorteil der Stadt bestand darin, dass sie durch ihre Lage an der Loire über gute Verbindungen ins Hinterland und bis in die Hauptstadt Paris verfügte. „Dreieckshandel“ heißt das Wirtschaftsmodell, weil die Handelsroute in einem Dreieck verlief: Reeder und Kaufleute rüsteten in Nantes ein Schiff aus und bestückten es mit Waren, die im westlichen Afrika begehrt

Viele der unter fürchterlichen Bedingungen eingepferchten Sklaven starben auf See

waren – darunter vor allem bedruckte Stoffe, die in den Manufakturen in der Vendée, aber auch in Holland, England und der Schweiz hergestellt wurden. Zudem lieferten die Nantais Reeder Säbel, Gewehre, aber auch Alkohol, Spiegel und Schmuck an die westafrikanische Küste. Entlohnt wurden sie dort in menschlicher Währung: Die Sklaven wurden über den Atlantik in die Kolonien auf den Antillen gebracht. Für die Ladung Sklaven erhielten die „Négriers“ – so nannte man die Sklavenschiffe auf Französisch – dann Baumwolle, Zucker, Tabak und Kaffee. Diese Waren wiederum wurden zurück nach Nantes gebracht. Erst nach dem Verkauf dieser Ladung auf dem französischen Festland wussten die Nantais Kaufleute, wie groß der Gewinn war, den sie mit ihrem Dreieckshandel erzielt hatten.

Wirtschaftlich war Sklavenhandel ein spekulatives Risikogeschäft. Schiffe konnten auf der langen Route verloren gehen, viele der unter fürchterlichen Bedingungen eingepferchten Gefangenen starben unterwegs. Etwa 13 Prozent der Sklaven überlebten die Überfahrt nicht. Oft jedoch rafften auch Seuchen einen weitaus größeren Anteil hin. Die Überlebensrate der Besatzung war indes kaum besser.

Dennoch war der Sklavenhandel ein lohnendes Geschäft, dem viele angesehene Nantais Handelshäuser ihren Erfolg verdankten. Große und angesehene Familien bauten auf dem Menschenhandel ihr Vermögen auf, wie die Michels, die Montaudouins oder die Sarrebourses d'Audeville. Doch es waren nicht nur die Reeder, die vom Sklavenhandel profitierten. Auch für die oft in der Region angesiedelten Hersteller jener Waren, die in den afrikanischen

Kolonien begehrt waren, fielen stattliche Erträge ab. An der Finanzierung einer solchen Expedition waren oft mehrere Reeder und Kreditgeber beteiligt, denn der Bau, die Ausrüstung und Besatzung eines Sklavenschiffes kostete ein Vermögen: 400.000 Livres – das war mehr als der Preis für ein Pariser Stadtpalais. Der Kapitän eines solchen Schiffes erhielt als Lohn 150 Livres und eine sogenannte „pacotille“ (ein „Päckchen“), das aus einer bestimmten Zahl Sklaven bestand, die Kapitän und Offiziere selbst verkaufen durften. Der Preis für einen erwachsenen Sklaven lag Ende des 18. Jahrhunderts an der afrikanischen Küste zwischen 100 und 300 Livres. 100 Livres waren in etwa das, was man in Frankreich pro Jahr an Pacht für einen kleinen Bauernhof aufbringen musste.

An den mehr als 400 Handelsstationen entlang der afrikanischen Küste verbrachten die Sklavenhändler normalerweise etwa drei bis sechs Monate, bis die Verhandlungen mit den Emissären der örtlichen Herrscher abgeschlossen und Waren gegen Sklaven getauscht waren. Dann begann die Überfahrt über den Atlantik, die rund zwei Monate dauerte. Die versklavten Männer und Frauen wurden auf dem Zwischendeck untergebracht, nach Geschlechtern getrennt und zu zweit aneinandergekettet. Studien gehen heute davon aus, dass einem Einzelnen etwas weniger als 1,5 Kubikmeter Raum zustanden. 350 bis 450 Sklaven nahm ein durchschnittliches Sklavenschiff auf. Während der Überfahrt durften die Gefangenen nur selten an Deck, um frische Luft zu schnappen. Je näher die Landung – und damit der Verkauf – rückte, desto häufiger gewährte man ihnen derartige Erfrischungen. Man besprühte sie mit Meerwasser, rieb sie mit Palmöl ein, um die Haut zum Glänzen zu bringen. Manchmal brachte man sie sogar mit Musik und Peitschen zum Tanzen, um ihre Muskeln geschmeidig zu halten.

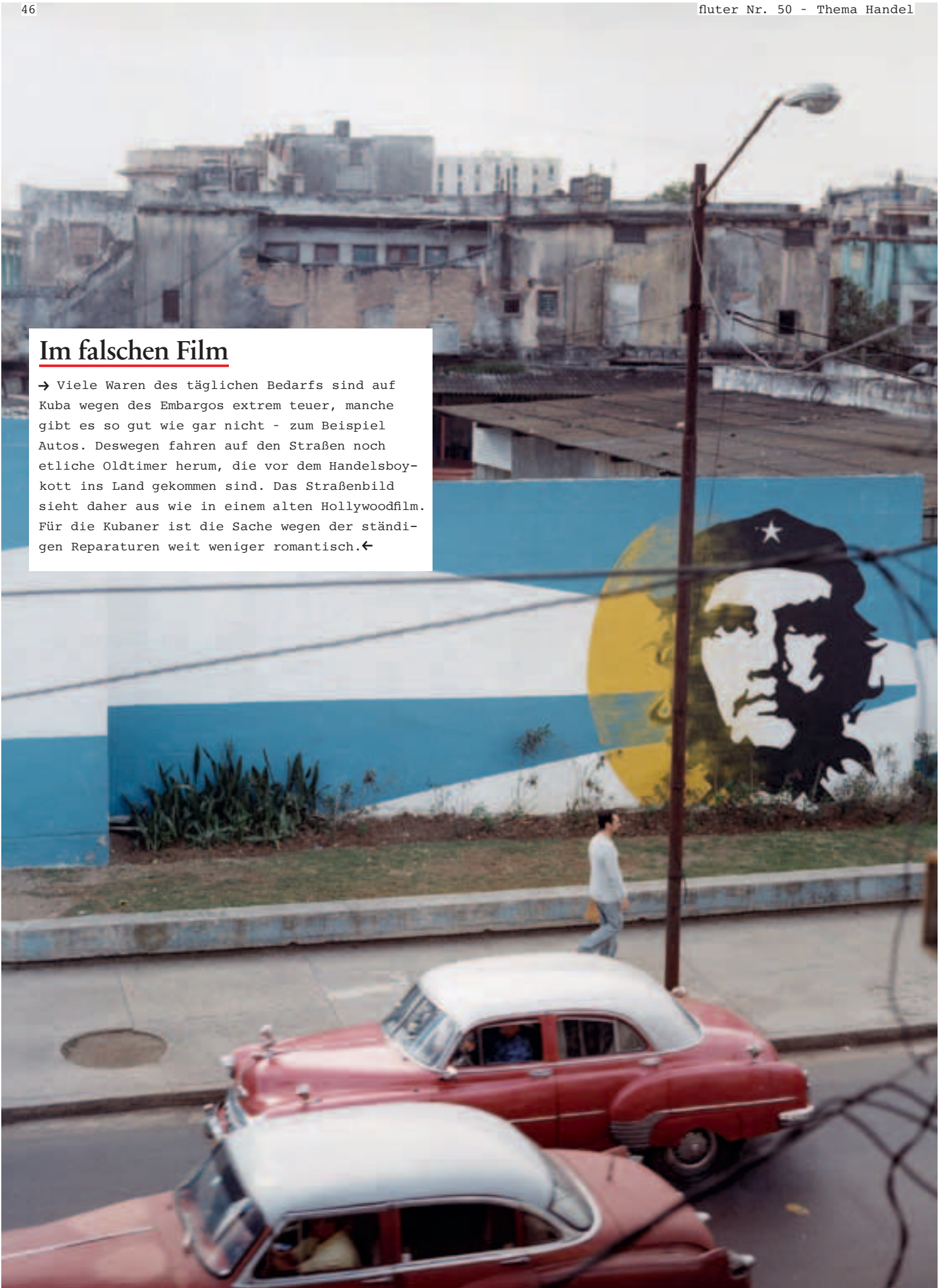
Schätzungen zufolge wurden bis zu 550.000 Afrikaner auf den 1714 Schiffen, die in Nantes ablegten, in die Sklaverei transportiert. Das Volumen des Sklavenhandels versechsfachte sich in Nantes zwischen 1768 und 1789 von 20 auf 120 Millionen Livres. Zwar schaffte die Revolution 1794 offiziell die Sklaverei in den Kolonien ab. Doch der Konsul Napoleon Bonaparte führte sie 1802 gleich wieder ein.

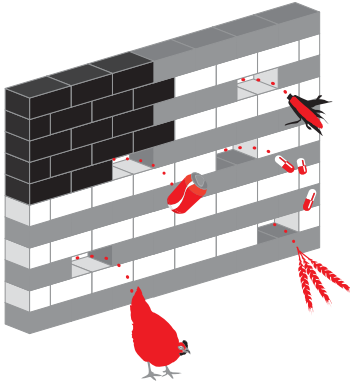
Erst 1815, kurz vor seiner Abdankung, verbot schließlich Kaiser Napoleon den Sklavenhandel. Das war allerdings nicht seiner humanistischen Einsicht geschuldet, sondern eher eine aus der politischen Not geborene Geste an die Engländer, die ihrerseits bereits 1807 das Verbot erlassen hatten. Dies änderte jedoch nichts daran, dass der Handel illegal weiter florierte – da die Sklaverei noch immer in den Kolonien fortbestand. Ein Großteil der Bürgermeister, die Nantes während der Restauration in den Jahren von 1815 bis 1830 regierten, waren stadtbekannte illegale Sklavenhändler. Erst mit dem endgültigen Verbot der Sklaverei unter der Zweiten Republik im Jahre 1848 kam ihr Geschäft zum Erliegen.

Über diese Geschichte hat man in Nantes lange Jahre den Mantel des Schweigens gebreitet. Nur die Fassaden der prächtigen Häuser der Kaufleute und Reeder auf der Île Feydeau und am Quai de la Fossé mit ihren negroiden Masken und Verzierungen erinnerten daran, woher der Reichtum dieser Bürger stammte. Erst 1992 schließlich gab es eine erste kritische Ausstellung zum Thema. Seit zwei Jahren existiert nun ein Mahnmal sowie ein Erinnerungsweg, der von den Quais am Ufer der Loire zum Museum im Schloss der Herzogin der Bretagne führt. Immerhin. ←

Im falschen Film

→ Viele Waren des täglichen Bedarfs sind auf Kuba wegen des Embargos extrem teuer, manche gibt es so gut wie gar nicht - zum Beispiel Autos. Deswegen fahren auf den Straßen noch etliche Oldtimer herum, die vor dem Handelsboykott ins Land gekommen sind. Das Straßenbild sieht daher aus wie in einem alten Hollywoodfilm. Für die Kubaner ist die Sache wegen der ständigen Reparaturen weit weniger romantisch. ←





El bloqueo

Kuba bastelt nicht an einer Atombombe und greift auch keine Staaten an – dennoch besteht nach wie vor ein Handelsembargo gegen den sozialistischen Karibikstaat. Doch ganz allmählich wird die Blockade gelockert

Text: Ole Schulz

→ Touristen, die nach Kuba fahren, machen immer auch eine Zeitreise. Spätestens wenn sie vor den bröckelnden Fassaden Havannas stehen und auf der Straße uralte amerikanische Straßenkreuzer vorbeifahren, fühlen sie sich in die 50er-Jahre zurückversetzt. Doch was für Touristen romantisch ist, bedeutet für die Kubaner tägliche Entbehrung. Die Oldtimer stammen nämlich noch aus der Zeit vor der Handelsblockade. Da auch keine Ersatzteile eingeführt werden dürfen, ist Improvisationstalent gefragt. Viele Autos sind wahre Schrottkisten, die mit Mühe und Not erhalten werden.

Die alten Karossen sind nur das sichtbarste Zeichen der oft absurden Folgen des US-amerikanischen Wirtschaftsem-

bargos gegen Kuba, das seit über 50 Jahren besteht. Auslöser war damals die Verstaatlichung des Besitzes von US-Amerikanern nach der Revolution von 1959, in deren Zuge der Diktator Batista von Fidel Castro abgelöst wurde. Nach der Verstaatlichung von US-Unternehmen – darunter auch die Plantagen der United Fruit Company – stellte US-Präsident John F. Kennedy den Handel mit Kuba völlig ein. Die Blockade gilt nach wie vor, obwohl die Vollversammlung der Vereinten Nationen sie inzwischen zum 21. Mal scharf verurteilt hat.

Im Laufe der Jahre wurde das Embargo sogar immer wieder verschärft – vor allem durch den „Helms-Burton Act“ von 1996. Dieser weitete das US-amerikanische Handelsverbot mit Kuba sogar auf Drittstaaten

und Unternehmen aus. Seither können ausländische Firmen, die mit Kuba Geschäfte machen und auch in den USA aktiv sind, mit Sanktionen belegt werden. Das wohl bekannteste Beispiel ist der Fall der UBS: Die Schweizer Großbank wurde 2004 zu einer Strafzahlung von 100 Millionen Dollar verdonnert, weil sie Kuba mit Devisen versorgt hatte.

Der „Helms-Burton Act“ regelt auch die Frage der Entschädigungen für Enteignungen. Um das Embargo aufzuheben, müssten nicht nur Unternehmen, die zu Zeiten der Revolution in US-Besitz waren, entschädigt werden, sondern auch Kubaner, die erst im Exil US-Amerikaner geworden sind und zu Zeiten der Enteignung noch Kubaner waren. Dabei handelt es sich um Zehntausende Fälle, in erster Linie geht es um Immobilien. Eine massenhafte Rückübereignung von Wohneigentum wäre aber ein Preis, den die kubanische Regierung wohl nicht bezahlen kann.

„Die USA liegen nur 90 Meilen entfernt und wären der natürliche Markt für die große Mehrheit kubanischer Produkte und Dienstleistungen“, sagt der Politologe Bert Hoffmann vom Hamburger GIGA-Institut (German Institute of Global and Area Studies). Dass diese naheliegende Option für Handelsbeziehungen wegfallen, sei „dramatisch“ für Kubas Wirtschaft.

Auch Geschäfte mit anderen Ländern werden erschwert, weil Kuba den US-Dollar nicht als internationales Zahlungsmittel verwenden kann. Das macht jede Transaktion mit dem Ausland ziemlich kompliziert.

Mittlerweile mehrten sich selbst in den USA die Stimmen, die das Embargo abschaffen wollen. Denn recht unbestritten ist, dass es keinen Erfolg gebracht hat, und der David Kuba immer noch dem Goliath USA trotzt. Der ehemalige US-Präsident Jimmy Carter nannte das Embargo 2010 „kontraproduktiv“ – es stärke nur die Diktatur, da es ein willkommener Vorwand für die kubanische Regierung sei, von der eigenen desaströsen Wirtschaftspolitik abzulenken.

Dennoch sieht es danach aus, dass das Embargo noch einige Zeit bestehen bleibt. Für seine Aufhebung bräuchte US-Präsident Barack Obama eine Mehrheit im Kongress – und die würde er wohl nicht bekommen. „Der politische Preis wäre sehr hoch“, meint auch Politologe Bert Hoffmann. „Ein einseitiges Aufheben des Em-

bargos wäre das Eingeständnis, dass die USA das Armdrücken mit Kuba verloren haben.“

Arrangieren muss sich der US-Präsident auch mit den Exilkubanern in Florida, die sich aus politischen Gründen im Exil befinden – wenngleich der Einfluss der Hardliner unter ihnen schwindet. Das sah man auch daran, dass Obama bereits bei zwei Präsidentschaftswahlen die Mehrheit im eher konservativen „Swing State“ Florida gewinnen konnte.

Wie groß der wirtschaftliche Schaden der US-Blockade für Kuba genau ist, sei kaum zu ermitteln, meint Hoffmann. Kubanische Ökonomen beziffern ihn auf inzwischen 1,15 Billionen Dollar. Wie diese astronomische Summe errechnet wurde, ist allerdings schwer nachzuvollziehen. Viele Waren des täglichen Bedarfs sind ex-

Mit Venezuela tauscht Kuba Öl gegen Lehrer und Ärzte

trem teuer, und die Kubaner müssen einen Großteil ihrer dürftigen Löhne für Speiseöl, Zahnpasta und Waschmittel ausgeben. Und trotzdem gibt es in Havannas Touristenhotels sogar Coca-Cola, die auf Umwegen auf die Insel kommt. Notgedrungen hat sich Kuba mit der Situation arrangiert, wofür der „Tauschhandel“ mit dem sozialistischen Venezuela überlebensnotwendig ist: Täglich erhält Kuba von dort 115.000 Barrel Öl – stets unter dem Marktpreis. Im Gegenzug hat Havanna rund 45.000 Ärzte, Lehrer, Sporttrainer, Militärs und Nachrichtendienst-Fachkräfte ins „Bruderland“ entsandt. Auch nach dem Tod von Präsident Chávez scheint Venezuela an dem Austauschgeschäft nichts ändern zu wollen.

Seit einer US-Ausnahmeregelung aus dem Jahr 2000 dürfen neben Medikamenten auch Landwirtschaftsprodukte wie Mais, Weizen und Geflügel aus humanitären Gründen nach Kuba ausgeführt werden. „Touristen, die in ihrem Hotel in Havanna Hühnchen essen, dürften es mit solcher Importware zu tun haben“, sagt Jorge Domínguez, Professor mit Schwerpunkt internationale Beziehungen in Harvard. „Drei von vier Hühnern sind aus den Vereinigten Staaten.“ Die Kubaner müssen die US-Importe allerdings in bar bezahlen, und der Transport wird über Schiffe aus Drittstaaten abgewickelt, weil kubanische Frachter keine US-Häfen anlaufen dürfen.

6 Milliarden Dollar
So viel betrugen die Ausfuhren Kubas im Jahr 2012. Das bekannteste Exportgut sind Zigarren (Havannas!), daneben wird noch mit Zucker und Rohstoffen wie Nickel gehandelt.

38,3 Prozent
der Einfuhren kommen aus dem ebenfalls sozialistisch geprägten Venezuela.

2,5 Milliarden Dollar
betrugen 2012 die Einnahmen aus dem Tourismus.

Jorge Domínguez betont, dass es in den letzten Jahren „bedeutsame Verbesserungen im Verhältnis zwischen beiden Ländern“ gegeben habe. „Sie sind allerdings oft nicht richtig zur Kenntnis genommen worden.“ Dazu zählt Domínguez die Reiseerleichterungen für US-Bürger seit 2011. Heute kommen neben mehreren Hunderttausend Exilkubanern jährlich bereits rund 100.000 Amerikaner zum kulturellen und wissenschaftlichen „Austausch“ nach Kuba. Auch die Militärs beider Länder arbeiten laut Domínguez inzwischen zum Teil eng zusammen – sowohl bei der Küstenwacht als auch auf beiden Seiten der Grenze am US-Marinestützpunkt in Guantánamo auf Kuba. Zudem wurden von den Amerikanern Überweisungen der Exilkubaner an Verwandte auf Kuba erleichtert. Die geschätzten zwei bis drei Milliarden US-Dollar pro Jahr an Geldsendungen aus dem Ausland sind heute eine der wichtigsten Devisenquellen Kubas.

An den rechtlichen Grundfesten des Embargos wird trotz aller Zugeständnisse aber kaum gerüttelt. Kuba wird auch weiter auf der US-Liste jener „Schurkenstaaten“ geführt, die Terroristen helfen, und findet sich dort in illustrier Gesellschaft mit Iran, Syrien und Sudan, obwohl nicht bekannt ist, dass es derzeit Terroristen im Ausland unterstützt, Nachbarn bedroht oder an einer Atombombe baut. Im Gegenteil: Seit November 2012 finden in Havanna Gespräche zwischen der kolumbianischen FARC-Guerilla und der Regierung aus Bogotá statt, die den Friedensprozess in Kolumbien vorangebracht haben.

Auch Kuba wandelt sich, nachdem Raúl Castro, der Bruder und Nachfolger des kranken Ewig-Präsidenten Fidel Castro, wirtschaftliche Reformen eingeleitet hat. Der kubanische Staat mag weiterhin unter der autoritären Kontrolle von Partei und Militär stehen und „keine Demokratie nach westlicher Vorstellung sein“, so Bert Hoffmann. „Aber zurzeit werden keine Dissidenten mehr zu langjährigen Haftstrafen verurteilt wie unter Fidel, und auch die Ideologisierung im Alltag hat deutlich abgenommen.“

Hoffmann führt das darauf zurück, dass die Menschen auf Kuba inzwischen mehr Freiräume besitzen und dank der Globalisierung „viel weltoffener und besser informiert sind als früher“. Selbst Raúl

Kuba ist nicht das einzige Land, das boykottiert wird. Schau nach bei fluter.de/handel

Castro hat bereits 2009 eingeräumt, dass allein die Kubaner für Engpässe bei der landwirtschaftlichen Produktion verantwortlich seien und nicht alles am US-Handelsembargo liege.

Währenddessen setzt die Obama-Administration ihren Annäherungskurs unterhalb der Embargo-Schwelle fort. Im November hat Barack Obama erneut ein „Update“ der US-Kuba-Politik angemahnt, die „kreativ“ sein müsse, um zeitgemäß zu bleiben. Und US-Außenminister John Kerry nannte die Amerikaner, die Kuba zum „humanitären Austausch“ besuchen, „die besten Botschafter unserer Ideale, Werte und unseres Glaubens“.

Dass das Embargo weiter „durchlöchert“ werde, glaubt auch Günther Maihold von der Stiftung Wissenschaft und Politik, einem Berliner Think Tank. Und Bert Hoffmann vom GIGA-Institut spricht von einer Politik des „Wandels durch Annäherung“. Laut Hoffmann könnte als Nächstes das Reiseverbot für US-amerikanische Touristen fallen. Und sollten in kubanischen Gewässern doch noch

Werden Kuba und die USA in Zukunft gemeinsam Öl aus der Tiefe des Meeres fördern?

größere Ölmengen gefunden werden, könnte der Druck der US-Öllobby auch für diese Branche Ausnahmen möglich machen.

Floridas Ex-Gouverneur Bob Graham verlangte nach einem Besuch in Havanna im Januar eine Zusammenarbeit bei der Ölförderung – schon aus Umweltschutzgründen. Denn die Förderung der tief im Meeresboden vermuteten Ölreserven Kubas ist gefährlich. Um einer Umweltkatastrophe vorzubeugen, forderte Graham, dass auch erfahrene US-Unternehmen an der Exploration beteiligt werden sollten.

Und die Oldtimer? Die könnten irgendwann verschwinden. Zum ersten Mal erlaubt das Castro-Regime den Verkauf neuer Wagen. In einem Autohaus in Havanna steht zum Beispiel ein nagelneuer Peugeot – für das Zehnfache von dem, was er in Deutschland kostet: rund 190.000 Euro. Die Regierung hofft, dass ein spendabler Exilkubaner seinen armen Verwandten in der Heimat den Wunsch erfüllt und so eine Menge Devisen ins Land kommen. ←



Trinkt euren Wein allein

Wie man mit Handelsschranken und Rohstoffpreisen andere Länder beeinflussen kann, sieht man auch an der russischen Politik

Text: Arne Semsrott

→ Auf einmal stapelten sich die Schokoladen-Kartons an der ukrainisch-russischen Grenze meterhoch. Eigentlich sollten sie mit Lastwagen gen Osten exportiert werden, aber da machten die russischen Zöllner nicht mit. Denn ihre Verbraucherschutzbehörde hatte ein paar Tage zuvor im Juli 2013 verfügt, dass die Pralinen der ukrainischen Firma Roshen nicht mehr ins Land eingeführt werden dürfen – wegen angeblich enthaltener krebserregender Stoffe.

Russland ist eine Wirtschaftsmacht und setzt diese Stärke gern mal ein, um seine Nachbarn politisch gefügig zu halten. Der moldawische Wein, bedeutendes Exportgut der armen südosteuropäischen Republik, durfte 2006 plötzlich wegen Verunreinigung nicht mehr nach Russland geliefert werden. Die Ukraine traf es noch härter, selbst Gemüse und Porzellan standen letztes Jahr auf der Verbotsliste. Und Armenien musste eine Erhöhung des Gaspreises verschmerzen, als es erwog, ein Assoziierungsabkommen mit der EU zu unterzeichnen.

Überhaupt: das Gas. Russland sitzt auf einem Viertel der weltweiten Erdgasreserven, viele seiner Nachbarn und auch die EU sind darauf angewiesen. Dementsprechend hat Russlands Präsident Wladimir Putin auch ein großes Faustpfand. Russland hat zum Beispiel die Gaspreise erhöht und baut gleichzeitig eine Gas-Pipeline, die aus Russland über die Ostsee direkt nach Deutschland führt und nicht mehr auf die Ukraine als Durchgangsstaat angewiesen ist.

Die EU strebt zwar im Rahmen der „Östlichen Partnerschaft“ eine enge Kooperation mit Weißrussland, der Ukraine, Moldawien, Georgien, Aserbaidschan und Armenien an. Gleichzeitig sind die Länder aber von der Gnade des russischen Präsidenten Putin abhängig. So kommt ein Drittel aller Importe der Ukraine aus Russland, in Aserbaidschan sind es 13 Prozent, in Armenien 25 Prozent. Noch krasser ist aber die Abhängigkeit Weißrusslands von seinem großen Nachbarn, mit dem es sich ebenfalls regelmäßig um Gaspreise streitet: Mehr als die Hälfte seiner Importe kommen aus Russland. Nächstgrößter Handelspartner ist Deutschland – mit 5,9 Prozent. Weißrusslands Präsident Alexander Lukaschenko, oft als „letzter Diktator Europas“ bezeichnet, ist außerdem in Europa politisch isoliert. Als Putin neben Kasachstan 2007 auch Weißrussland eine Zollunion vorschlug, sagte Lukaschenko deswegen schnell zu. Mit seinen Nachbarn soll man es sich schließlich nicht verscherzen. ←

Handel, der es nicht ins Heft geschafft hat



Auf der Suche nach dem nächsten Messi

Im Gegensatz zu vielen anderen Bereichen unserer Gesellschaft ist Menschenhandel im Fußball ein weitgehend akzeptiertes Geschäft. So verklang die Kritik auch schnell, als der Bundesligaverein Hoffenheim 1899 vor zwei Jahren einen 13-Jährigen verpflichtete. Auf der Suche nach neuen Talenten werden Scouts mittlerweile häufig im Kinder- und Jugendbereich fündig, schließlich geht es um sehr viel Geld. Der Handel mit Fußballspielern ist ein lukratives Business, die involvierten Berater und Manager reden nur selten offen über die Praktiken und Verträge in dieser Branche. Ein Artikel darüber kam aber nicht etwa deswegen nicht zustande, weil wir keinen Interviewpartner gefunden hätten, sondern weil wir erst im Demokratie-Heft einen Artikel über despotische Fußballtrainer hatten. Und: Wir sind ja nicht der „Kicker“.



Der Weg der Gurke

Das hatten wir uns so schön vorgestellt. Dem Berliner Winter entfliehen und sich gemeinsam mit einem Lkw-Fahrer auf den Weg nach Spanien machen, um die Logistik zu erkunden, die hinter den Produkten in unseren Supermärkten steckt. Dort wären wir vielleicht noch ein paar Tage geblieben, hätten ausgiebig Sangria und Tapas verköstigt, bevor wir dann mit unserem Lkw-Fahrer und einer Ladung Gurken zurück nach Deutschland gefahren wären. Zeitbedarf der Geschichte: zwei bis drei Wochen. Leider zu lang.



Tante Emmas Comeback

Die großen Supermarkt- und Discounter-Ketten orientieren sich an immer größeren Einzugsgebieten. Mit der Folge, dass Bewohner des ländlichen Raums für ihren Einkauf immer weiter fahren müssen. Legten die Deutschen 1982 am Tag insgesamt 219 Millionen Kilometer für ihre Einkaufsfahrt zurück, waren es 2002 bereits 444 Millionen Kilometer. Viele strukturschwache Regionen in Deutschland sind schlicht unterversorgt. Abhilfe sollen Dorfläden schaffen, in denen man das Nötigste kaufen kann. Gute Idee, wie wir finden (www.dorfladen-netzwerk.de, www.markttreff-sh.de).

Bis zum nächsten fluter

Passend zu den Sommerferien widmet sich die nächste Ausgabe dem Thema „Reisen“. Wer aber jetzt tolle Tipps für Fullmoon-Partys an tropischen Stränden und All-inclusive-Ferien an der Costa Brava erwartet, wird leider enttäuscht sein. Eher geht es um die Chancen und Risiken, die der anschwellende Touristenstrom in Ländern und Städten so mit sich bringt.

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 50, Thema Handel, Frühling 2014
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich/Bundeszentrale für politische Bildung/schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CvD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Carmen Brunner

Artdirektion

zmyk/Jan Spading

Mitarbeit

Marion Bacher, Jan Bojaryn, Felix Dachsel, Imke Emmerich, Sabrina Gaisbauer, Sascha Lehnartz, Christian Litz, Jan Ludwig, Andreas Pankratz, Peter Riesbeck, Natascha Roshani, Fritz Schaap, Christoph Schultheis, Ole Schulz, Arne Semsrott, Annabelle Seubert, Katrin Weber-Klüver, Constantin Wißmann

Dokumentation

Kathrin Lillenthal

Schlussredaktion

Tina Hohl, Florian Kohl

Lithografie

Meike Jäger

Redaktionsanschrift/Leserbriefe

fluter-Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH
Torstraße 109, 10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax: 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055, 18155 Rostock
Fax.: 038204/66-273
E-Mail: bestellungen@shop.bpb.de
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahra
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Sämtliche Illustrationen sind von Ole Häntzschel;
Cover: Imaginichina/Corbis; S. 3 Julian Röder/Ostkreuz;
S. 5 Urban Camouflage/Sabina Keric und Yvonne Rundio; S. 6 Moises Saman/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 10 Mike McQueen/CORBIS; S. 13 Olena Sliyesarenko; S. 14 Andreas Muhs/Ostkreuz; S. 17 Laia Abril; S. 18 Dawin Meckel/Ostkreuz; S. 22 Ben Roberts/PictureTank/Agentur Focus; S. 29 Jaime Saldarriaga/Reuters/Corbis, Jaime Saldarriaga/Reuters; S. 30 Julian Röder/Ostkreuz; S. 33 Ibraheem Abu Mustafa/Reuters/Corbis; S. 37 Julian Röder/Ostkreuz; S. 38 Benne Ochs; S. 41 Peter Marlow/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 43 Chris Steele-Perkins/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 43 Peter Macdiarmid/Getty Images; S. 46 Espen Eichhöfer/Ostkreuz; S. 50 Julian Röder/Ostkreuz, Bogdan Cristel/Reuters/Corbis, Jonkmanns/laif

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.